

10 - 2007

TÜBINGER VEREIN ZUR FÖRDERUNG DER
UR- UND FRÜHGESCHICHTLICHEN ARCHÄOLOGIE E. V. MITTEILUNGEN

TÜVA

Impressum:

Jahresschrift des Tübinger Vereins zur Förderung
der Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie

Herausgeber:

Tübinger Verein zur Förderung
der Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie

c/o

Institut für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie des Mittelalters
Schloss Hohentübingen

72070 Tübingen

Tel.: 07071/29 72 415

Fax.: 07071/29 39 96

Titelblattentwurf:

Jörg Bofinger, Thomas Hoppe, Thomas Knopf

Redaktion und Layout:

Melanie Augstein, Thomas Knopf,
Silja Meyer, Stefanie Samida, Holger Wendling

Titelbild:

Motiv einer keltischen Silbermünze
(Büschelquinar) aus dem Oppidum Altenburg

© Tübingen 2007

Für den Inhalt der Beiträge sind die jeweiligen Verfasser verantwortlich.

ISSN: 1436-9362

TÜVA

Mitteilungen

Tübinger Verein zur Förderung der
Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie



10 – 2007

Inhalt

Vorwort..... 5

H. STEINER

Neue Forschungen zu den Brandopferplätzen..... 7

Vorwort

Das vorliegende Heft der TÜVA-Mitteilungen beinhaltet die etwas umfangreichere schriftliche Fassung eines Vortrages, den Dr. Hubert Steiner auf Einladung des TÜVA auf Schloss Hohentübingen gehalten hat. Herrn Steiner sei für den interessanten Beitrag sowie seine Geduld herzlich gedankt.

Ein großer Dank geht an Stefanie Samida, die wiederum die Erstellung der Druckvorlage übernommen hat. Die redaktionelle Durchsicht erfolgte durch den Beirat des TÜVA.

Tübingen, im Oktober 2007

Der Vorstand

Neue Forschungen zu den Brandopferplätzen

Kann die Erforschung von Heiligtümern im mediterranen Raum bereits auf eine lange Tradition zurückblicken, so hielt sie im zentralmitteleuropäischen Raum sehr spät Einzug. Schon im 19. Jahrhundert kam es zu den ersten Entdeckungen einschlägiger Befunde. Wenn auch von den Ausgräbern bereits eine Interpretation als Heiligtum erwogen wurde, so unterdrückte für längere Zeit eine rationalistische Prägung der Fachdisziplin einen religionsgeschichtlichen Ansatz und verhinderte damit eine fachliche Auseinandersetzung. Ein Beispiel einer frühen Entdeckung bildet der Stätteberg/Unterhausen (Bayern), dessen Befund vom Ausgräber bildreich beschrieben wurde: *„Den von den Steinen eingeschlossenen, gleich erhöhten Raum bedeckte halb Schuh hoch Kohlenstaub mit einer Unzahl klein- und morschgebrannter Knochen, worunter noch vollständige Kälber- oder Schafklauen und eine ungeheure Masse Scherben von den verschiedensten, aber durchaus rohen Geschirren [...]. Unstreitig befand sich hier einst ein Kochherd für eine große Menschen- oder Kriegerzahl. Die vielen, klein, weiß und mürbgebrannten Knochen von geschlachteten Thieren sind höchst*

*wahrscheinlich mit zur Feuerung gebracht worden“.*¹

Der Knochenhügel am Langacker/Karlstein (Bayern) kam in seinem Ausmaß von 24 m Durchmesser und 1,2 m Höhe und damit als obertägig sichtbares Bodendenkmal in den Jahren 1890/91 zur Untersuchung. Dabei stand für M. v. Clingensperg eine kultische Interpretation außer Zweifel. Er schloss aus dem mit *„270 m³ gering veranschlagten Knochenschotter von Tausenden geschlachteter Haustiere“* auf *„ein oder auch mehrere Jahrhunderte“* Benutzungszeit. Angesichts von unverbrannten Knochen vermutet er, es habe *„ein Teil der Tiere zur Speisegedient, das übrige kann zu Ehren der Götter verbrannt worden sein“.*²

Ebenso lässt E. Frickinger angesichts der Knochenfunde und der topographischen Lage des Weiherberges/Christgarten (Bayern) im Jahr 1938 keinen Zweifel an der kultischen Ansprache des Platzes: *„Die starke Knochenbrandschicht, noch dazu auf dem höchsten Punkte des Berges, lässt vielmehr kaum an etwas anderes als an einen Opferplatz der Urnenfelderleute denken, auf dem tierische Brandopfer dargebracht wurden“.*³

Bereits am Ende des 19. Jahrhunderts kam es auch im inneralpinen Raum erstmals zur Entdeckung von Brandopferplätzen. Die Interpretation des Befundes vom Hochbichl/Dorf Tirol (Südtirol) durch F. Tappeiner ist symptomatisch für diese Zeit: *„Jedenfalls ist diese Fundstätte ein vorrömischer rhaetischer Lagerplatz gewesen, zwar kein längerer Wohnplatz, weil keine Reste von häuslichen Werkzeugen und Waffen bisher gefunden wurden, sondern nur ein zeitweiliger oder eine Opferstätte“*.⁴ Den prominentesten Brandopferplatz bildet der Burgstall am Schlern/Völs (Südtirol) auf einer Höhe von 2510 m: Als man 1945 kalzinierte Knochen und Scherben beobachtete, stand für die Entdecker nicht zuletzt aufgrund der außergewöhnlichen Höhenlage eine Ansprache als Heiligtum fest.⁵ Diese Ansprache festigte sich angesichts erster Grabungsdaten durch P. Leonardi.⁶ Schließlich erhoben sich auch kritische Stimmen, wie die von L. Franz: *„Es ist eine schier unausrottbare Neigung vieler Altertumsforscher, Befunde, die vom Gewohnten abweichen, aus religiösem Brauch zu deuten. [...] Die vielen Opferfeuer scheinen ihm (Leonardi) nur durch Opferfeuer erklärbar und die verzierten Gefäße als Opfergefäße [...]. Jedenfalls ist die nächstliegende, ungekünstelte Erklä-*

rung die, dass sie samt und sonders auf Hirten zurückgehen, die verbrannten Knochen stammen von deren Lagerfeuern [...]. Die Knochen des geschlachteten Viehs und Knochen gelegentlich erlegten Wildes verwendeten die Hirten auf dem Schlern offenbar als Feuerungsmaterial, leicht verständlich bei der Knappheit an Holz in solcher Höhe“.⁷

Ein richtungweisender Beitrag von W. Krämer fasste im Jahr 1966 die einschlägigen Plätze erstmals als eigene Denkmälergruppe zusammen. Befunde, *„wo Massen kalzinierter Tierknochen auf Brandopfer schließen lassen, [...] bei denen auf engem Raum große Mengen meist verbrannter Scherben („Scherbenhäufen“) ebenfalls nur als Opferrückstände gedeutet werden können“*, subsumierte er unter dem Begriff *„Brandopferplätze“*.⁸ In einem weiteren Schritt schuf er einen Brückenschlag zu griechischen Opferformen, eine Einschätzung, welche die Forschung alpiner Heiligtümer noch nachhaltig prägen sollte.

In den 80er Jahren wurde die Diskussion um die Brandopferplätze neu in Gang gesetzt, als man am Rungger Egg/Seis (Südtirol) eine gezielte Forschungsgrabung initiierte (1986–1988). Diese setzte sich neben der modernen Erforschung eines Brandopferplatzes überdies zum Ziel, das Bild der bis in die 70er

Jahre bestimmenden „Wallburgenforschung“ in Südtirol zu relativieren.⁹ Ein neues Kapitel wurde durch die Publikation der Forschungen von R. M. Weiss im Jahr 1997 aufgeschlagen.¹⁰ Eine quellenkritische und antiquarische Analyse vor allem der Plätze im bayerischen Raum hat das bis dahin bestehende Bild zum Teil revidiert. Er postulierte überdies im Gegensatz zu Krämer für den mitteleuropäischen Raum eine vom griechischen Raum unabhängige Entwicklung der Brandopferplätze. Von großem Wert ist die Gesamtvorlage des durch moderne Grabungen und naturwissenschaftliche Begleituntersuchungen erschlossenen Brandopferplatzes vom Forggensee/Schwangau (Bayern) durch W. Zanier im Jahr 1999.¹¹ Die verschiedenen Facetten des Kultes wurden schließlich im Jahr 1997 anlässlich des 25jährigen Bestehens der Arbeitsgemeinschaft Alpenländer in Form einer Wanderausstellung und in einem Katalog sowie in einem wissenschaftlichen Beitragsband auf breiter Basis thematisiert.¹²

In den letzten Jahren galten der Erforschung von Brandopferplätzen gezielte Forschungsprojekte: So untersuchte das Institut für Klassische Archäologie der Universität Innsbruck von 1992 bis 1997 einen

Brandopferplatz bzw. ein Passheiligtum der Spätbronze- bis späten Römerzeit am Pillersattel/Fließ (Tirol).¹³ In den Jahren 1994 bis 1996 galten Ausgrabungen seitens des Instituts für Vor- und Frühgeschichte und Provinzialrömische Archäologie der Universität München der Untersuchung des Spielleitköpfls/Farchant (Bayern).¹⁴ Das Institut für Ur- und Frühgeschichte der Universität Köln erforschte von 1987 bis 1991 das Reitia-Heiligtum von Este-Baratella (Venetien). Im Rahmen der systematischen Aufarbeitung durch H. Riemer gelangen minutiöse Einblicke in Aufbau und Entstehung einer bislang einzigartigen Struktur von Altären.¹⁵ Präzise Beobachtungen am Fundmaterial und seiner Verteilung lassen erste Ansätze einer Rekonstruktion des Rituals erkennen. Mit der Studie ist eine Grundlage geschaffen, Brandopferplätze nach einheitlichen Kriterien zu bewerten und miteinander zu vergleichen. Im inneralpinen Raum konnten in den letzten Jahren neue Brandopferplätze im Hochgebirge entdeckt und zum Teil erschöpfend ergraben werden: Beispiele dafür sind der Schwarzsee/Villanders (Südtirol),¹⁶ der Grubensee/Maneid (Südtirol)¹⁷ und der Sölkpass/Sölkta (Steiermark).¹⁸

War der Zuwachs an einschlägigen Befunden von Brandopferplätzen in den letzten Jahren auch beträchtlich, so ist festzuhalten, dass der Forschungsstand nichtsdestotrotz als schlecht zu bezeichnen ist. Der Grund liegt vor allem darin, dass umfängliche Befund- und Materialvorlagen moderner Grabungen ausstehen und dass die Thematik stets isoliert diskutiert wurde. So ist eine komplexe Betrachtung im Rahmen anderer religiöser Äußerungen (Pass-/Höhenfunde, Flussfunde, Höhlen, Felsschächte, Quellheiligtümer) unabdingbar. Schließlich ist ein Miteinbezug des Siedlungsumfeldes einzufordern und daran anschließende Fragen nach Organisation, politisch-wirtschaftlicher Dimension, Dichte und Einzugsgebiet der Brandopferplätze. Nicht zuletzt haben naturwissenschaftliche Analysen noch nicht in breitem Rahmen Berücksichtigung gefunden.

Von eminenter wissenschaftlicher Bedeutung für die Erforschung der Brandopferplätze sind die mehrjährigen Ausgrabungen am Ganglegg/Schluderns (Südtirol). Neben der Untersuchung einer bronze- und eisenzeitlichen befestigten Siedlung galt das Hauptaugenmerk dem seit Jahren bekannten Brandopferplatz

in unmittelbarer Nähe. Damit sollte exemplarisch auch das Umfeld bzw. die mit dem Heiligtum in innerem Zusammenhang stehende Siedlung analysiert werden. Beide Plätze stehen untrennbar nebeneinander und bilden wesentliche Elemente für das Verständnis des Phänomens der Brandopferplätze.

Mit ‚Gangl‘ wird in der lokalen Mundart ein gemauerter und teilweise überdachter Tierpferch bezeichnet. Unter ‚Egg‘ versteht man generell eine hügelartige Erhebung. Der Fundplatz liegt an der Oberen Etsch hinter der Ortschaft Schluderns (Abb. 1). Mit 1142 m Höhe setzt er sich rund 200 m vom Talboden ab und ist von Natur aus bestens gesichert.¹⁹ Bis zu 40% steile Flanken begrenzen das Siedlungsareal nach allen Seiten hin. Gleichzeitig war ein Einblick in nahezu alle bekannten zeitgleichen Stationen möglich, was eine Kontrollfunktion erleichterte. Bezeichnend ist die verkehrsgeographisch günstige Lage am Kreuzungspunkt der Wege etschtalaufwärts in den süddeutschen Raum mit jenen in die Ostschweiz und ins westliche Oberitalien. Damit kommt der Siedlung geradezu eine Brückenfunktion zwischen dem süd- und nordalpinen Kulturraum zu (Abb. 2). Weiträumige Kontakte zeichneten sich



Abb. 1: Oberes Etschtal und Lage des Gangleggs/Schluderns und St. Walburg/Ulten.

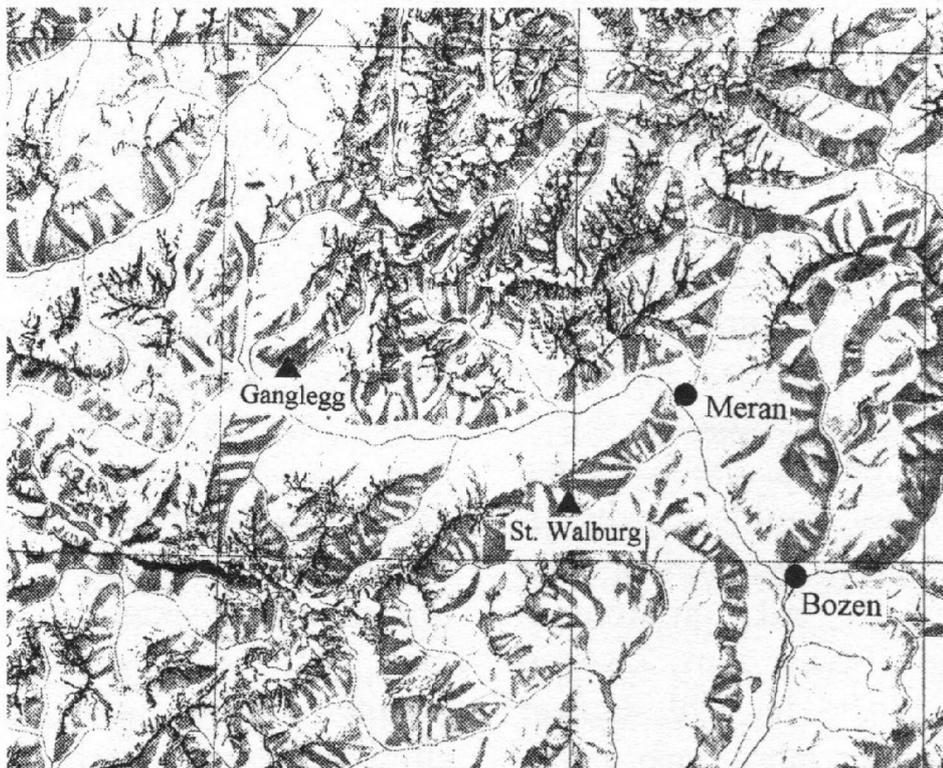


Abb. 2: Aufnahme des Gangleggs in den 50er Jahren gegen Süden. Südwestlich davon erhebt sich, durch einen tiefen Graben getrennt, die markante Kuppe des sog. „Hahnehütterbödeles“, auf dem sich das zugehörige Heiligtum befand.

bereits in ersten Lesefunden ab, weshalb die Bedeutung des Gangleggs in überregionalem Kontext seit längerem erkannt wurde. Bereits in der Mitte des 19. Jahrhunderts barg man am Fuße des Gangleggs im Saldurbach einen vollständig erhaltenen jüngereisenzeitlichen Helm vom Typ Negau.²⁰ Im Jahr 1911 entdeckte der Schludernser A. Wallnöfer erstmals prähistorische Spuren am Ganglegg.²¹ In den folgenden Jahren trug man ein ansehnliches Fundspektrum zusammen, das teils obertägig, teils in unsystematischen Sondagen zu Tage kam. O. Menghin erkannte richtigerweise entlang der Nordkante auf einer Länge von rund 120 m die Überreste einer Befestigungsanlage.²² Er wies das Fundmaterial der Latènezeit zu und nahm an, dass die Siedlung im Zuge der römischen Okkupation ein gewaltsames Ende erfahren hätte. Diese Annahme schien zusätzlich Bestätigung durch eine Sage zu finden, die berichtet, dass eine Wiesenmulde nordwestlich des Gangleggs Schauplatz einer blutigen Schlacht mit den Römern gewesen sei. Nach dem Zweiten Weltkrieg schürfte der Schludernser J. Wegmann über Jahre nach archäologischen Artefakten, was in eine umfangreiche Sammlung mündete. Diese Tätigkeiten setzten K. Wieser

und K. Pohl in den 90er Jahren fort. Nunmehr war ein umfangreicher Bestand an Funden zusammengetragen, zum Teil mit Fremdformen für den inneralpinen Raum, was der Siedlung eine zentralörtliche Funktion einräumte. Eine erste wissenschaftliche Auseinandersetzung erfolgte durch E. Schubert²³, K. Oegg²⁴ und P. Gleirscher²⁵. Südwestlich ist dem Ganglegg in rund 100 m Distanz eine kleine markante Kuppe vorgelagert, die im Volksmund „Hahnehütterbödele“ genannt wird (Abb. 1). Hatte O. Menghin darauf im Jahr 1920 „Spuren prähistorischer Besiedlung“ nachweisen können, so ist es das Verdienst von Schubert, den Platz in den 70er Jahren wiederentdeckt und aufgrund kennzeichnender Funde als Brandopferplatz angesprochen zu haben.²⁶ Aufgrund der Parallelen im Fundmaterial lag ein innerer Zusammenhang mit der Siedlung nahe. Erste systematische archäologische Ausgrabungen erfuhr das Ganglegg im Rahmen eines von H. Nothdurfter vom Amt für Bodendenkmäler/Bozen initiierten Forschungsprojektes, das von 1997 bis 2001 durchgeführt werden konnte. Flächendeckende Untersuchungen waren durch ausgedehnte Grabungskampagnen von jährlich bis zu acht Monaten sowie durch Unterstützung des Forstamtes, des

Amtes für Wildbachverbauung, der Gemeinde Schluderns und durch die Projekte Leader I und Interreg möglich. Die Leitung oblag Herrn P. Gamper und dem Autor.²⁷

Unterhalb des höchsten Punktes des Gangleggs breiten sich nach Südwesten fächerförmig mehrere terrassenförmige Abstufungen aus, die zum Teil schon obertägig Reste von Mauerstrukturen trugen. Dieses Areal wurde auf rund 120 m Länge und rund 50 m Breite systematisch ergraben.²⁸ Ausgedehnte bauliche Strukturen der Mittel- und Spätlatènezeit hatten ältere Befunde unterschiedlich stark in Mitleidenschaft gezogen. Insgesamt konnten fünf aufeinander folgende Ausbauphasen mit 12 einzelnen Gebäuden nachgewiesen werden, welche einen Zeitraum von der mittleren Bronzezeit (Bz C2) bis frühen Urnenfelderzeit (Ha A2) umschreiben. Die Bauweise zeigt sich sehr traditionell: Die in der Regel bis zu 13 m langen und 5 m breiten Gebäude in Ständerbauweise waren auf einen unterschiedlich hohen Mauersockel aufgesetzt. Dem Gelände entsprechend schützte man die Gebäude zusätzlich bergseitig mit einer Terrassierungsmauer. Bei Neubauten wurde in der Regel die Ruine zugeschüttet und Bezug nehmend auf den

Grundriss sowie unter Beibehaltung der Bautechnik das Gebäude erneuert. Die Anordnung der Baulichkeiten folgt einem festen Schema, Wasserkanäle zeugen von handwerklicher Produktion.

Zu den geläufigsten Formen der späten Mittel- und Spätbronzezeit (Bz C2/D) zählen große, doppelkonische Vorratsgefäße mit ausladendem Mundsaum, glatter Halsleiste und wellenförmigen Leisten. Es sind dies Standardformen des Etschtales bzw. der auslaufenden Phase der Pfahlbausiedlungen. Für herausragende Zeugnisse südlicher Impulse stehen weiter hörnerartige Henkelaufsätze vom Typ „ansa cornuta“ sowie Tassen vom Typ „Fiavè“. Eine Sonderstellung innerhalb der Siedlung nimmt ein 7 x 5 m großes Gebäude ein, das sich zum einen durch sein Inventar und zum anderen durch seine Lage unmittelbar unterhalb der Kuppe und damit außerhalb der übrigen Besiedlung zeigt (Abb. 3): neben Keramikformen heimischen Zuschnitts tritt erstmals die für den inneralpinen Raum fremde und nördlich der Alpen weit verbreitete Kornstichverzierung auf. An Metallfunden sind neben einem mittelständigen Lappenbeil, einer Nadel, einem Meißel, einer Dolchspitze und Sichelfragmenten vor allem acht Doppelspiralen mit Mittelrolle an-



Abb. 3: Mittel- bis spätbronzezeitliches Gebäude mit reichhaltigem Inventar (ohne Maßstab).

zuführen, die im inneralpinen Raum eine Fremdform darstellen, in Dalmatien, Ungarn, Rumänien dagegen eine kennzeichnende Form bilden (Abb. 4).²⁹ Mehrere Gussformen, die in einem Getreidepaket versteckt zum Vorschein kamen, unterstreichen den fremden Charakter dieses Fundinventars: Sowohl in der Form

wie in der Gusstechnik besitzen sie Ähnlichkeiten mit anatolischen Ärmchenbeilen (Abb. 5).³⁰ Die für eine Serienproduktion konstruierten Gussformen belegen neben dem Fund eines Gusstiegels sowie einer Menge verschlackter Steine die zentrale Bedeutung des Bronzehandwerks. Das am Rande der übrigen

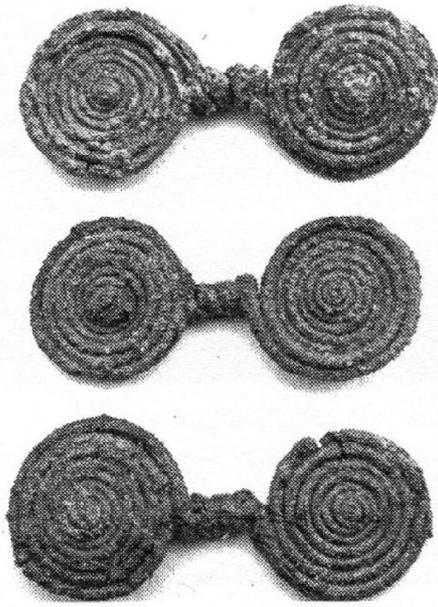
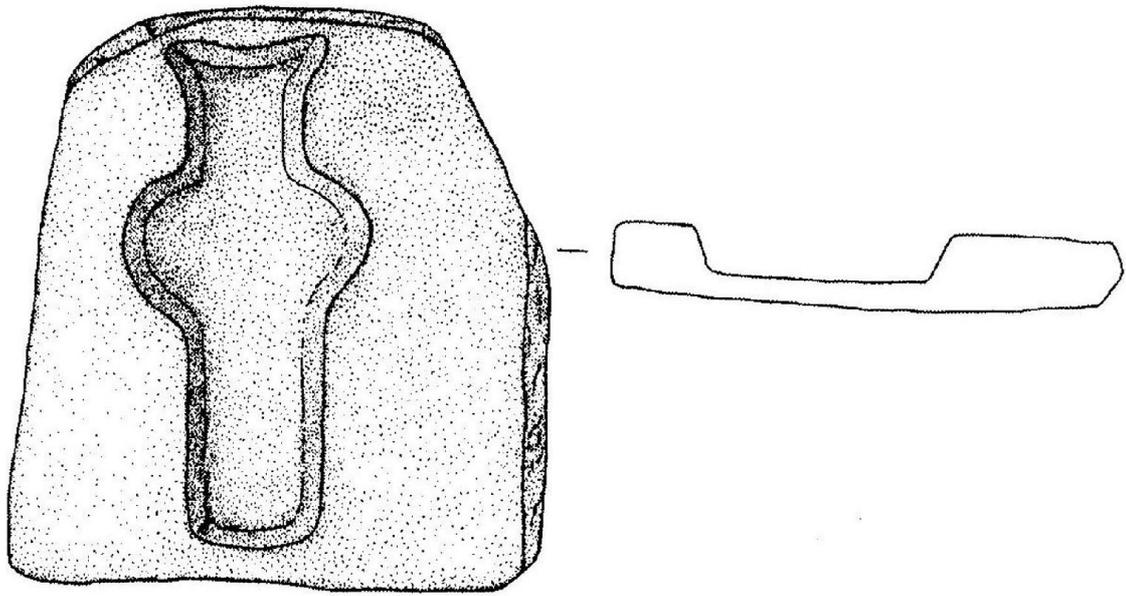


Abb. 4: Doppelspiralen mit Mittelrolle östlicher Provenienz.

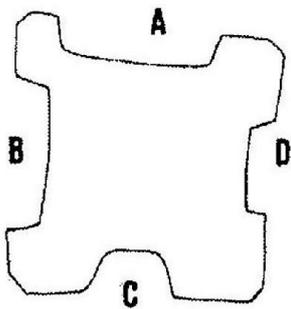
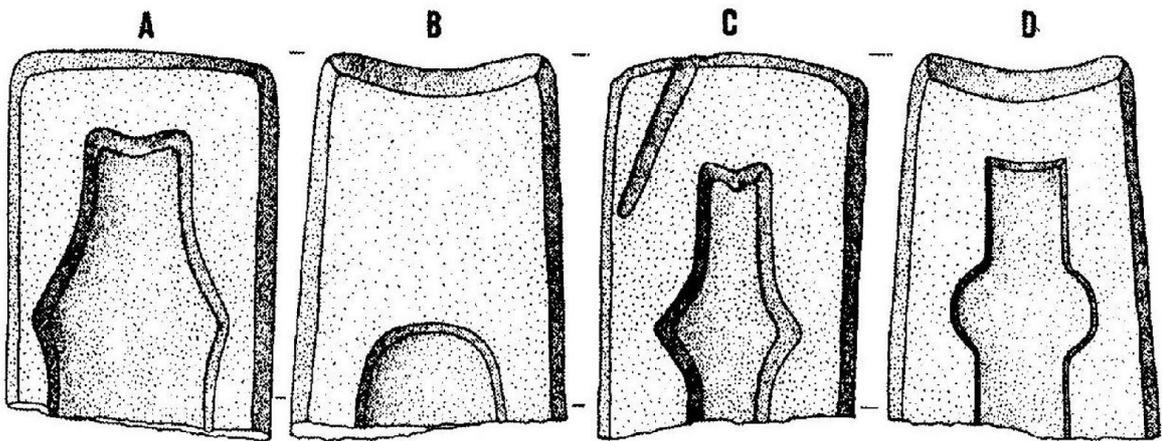
Siedlung gelegene Haus zeigt an, dass mit abseits zum Wohn- und Lebensraum gelegenen Gießervierteln zu rechnen ist. Die Fremdformen im Inventar vermitteln einen starken Bezug zur Metallverarbeitung, fremde Gussformen weisen auf die Präsenz fremder Handwerker hin. Entsprechende Möglichkeiten sind nur mit einer sozialen Oberschicht denkbar, deren Kontakte nach Oberitalien wie in den Donaauraum reichten. Diesen Status konnte sich die Elite bis in die frühe Urnenfelderzeit hinein bewahren: Das Gebäude wurde zweimal erneuert, jeweils Bezug nehmend auf das älteste Gebäude. Die jüngste Baulichkeit zeigt im Fundinventar neben kennzeichnenden Formen

der Laugen-Melaun-Gruppe auch Fremdformen aus dem oberbayerischen Raum. Dazu gehören Keramikgefäße und bronzener Armschmuck, wie sie in der Riegsee-Gruppe der Stufe Bz D kennzeichnend sind. Eine vergleichbare Sequenz von Adelsgenerationen zeichnet sich im Gräberfeld von Volders/Tirol ab: In gleich bleibender Abfolge ordnen sich Schwertgräber über zwölf Generationstakte bzw. über einen Zeitraum von drei Jahrhunderten hindurch. Es handelt sich um erblichen, von Geburt wegen angestammten Vorrang in einem Sozialverband.³¹

Während sich bereits in der Spätbronzezeit im Etschtal eine Tendenz zur Siedlungsverlagerung in den Talboden abzeichnet und sich mit der frühen Urnenfelderzeit verstärkt, behält die Kuppensiedlung am Ganglegg ihre führende Rolle nach wie vor bei. Diese Kontinuität ist ferner durch die Befestigungsanlagen belegt: bereits während der späten Mittelbronzezeit errichtete man entlang der markanten Nordkante auf ca. 120 m Länge eine Abschnittsbefestigung. Diese besteht aus zwei, in einem Abstand von 5 m gesetzten Mauerzügen mit Erde-/Steinfüllung im Inneren (Abb. 6). Zum Teil hat man Steinblöcke mit bis zu 1,3 m Länge dafür verwendet.



1



2

Abb. 5: Gussformen aus dem Inneren des Gebäudes (M. 1:4).

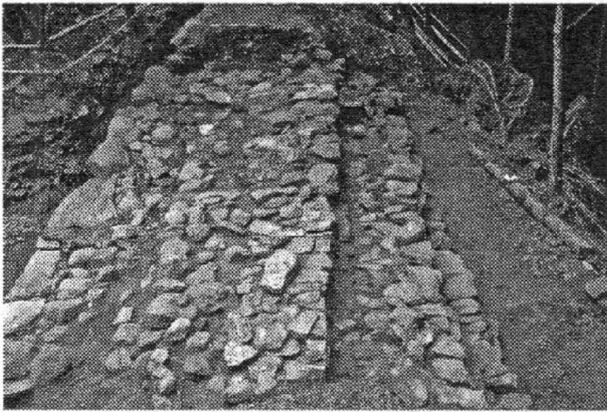


Abb. 6: Befestigungsanlagen an der Nordkante, Ansicht gegen Westen: Außen- und Innenfront der bronzezeitlichen Befestigung. Darauf liegen die untersten Steinlagen des urnenfelderzeitlichen Nachfolgebau.

Angesichts der Tatsache, dass am Moränenhügel des Gangleggs das reichlich verwendete Schiefergestein nicht natürlich ansteht und folglich für den Mauerbau herangeschafft werden musste, wird das Ausmaß

des Aufwandes deutlich und ist nur als Gemeinschaftsleistung denkbar. Gleichzeitig bekräftigt es zusammen mit anderen Elementen, dass die befestigte Siedlung eine soziale Oberschicht aufnahm, die an der oberen Etsch politisch wie wirtschaftlich führend war. In der frühen Urnenfelderzeit hat man die Befestigungsanlage erneuert: Über den Ruinen der älteren Anlage verlegte man eine 2,2 m breite Mauer aus teilweise zugehauenen Steinblöcken. Zudem konnte der Teil einer Toranlage als einfacher Durchlass erfasst werden. Diese Form der Befestigung findet gute Entsprechungen im Raum Vorarlberg, Graubünden und Liechtenstein. In der mittleren Urnenfelderzeit (Ha B2)

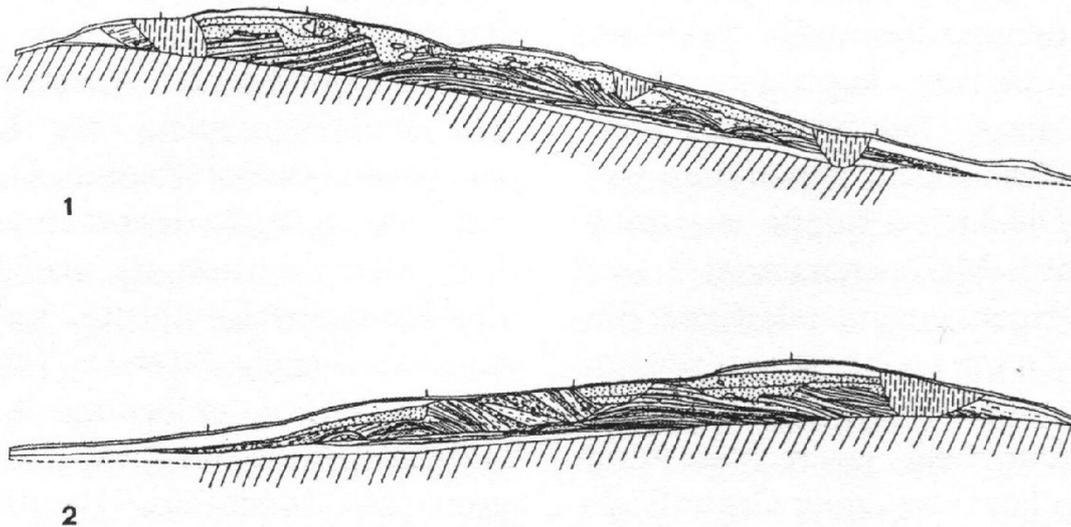


Abb. 7: 1. Deponie, Ost-Westschnitt/Nordprofil. 2. Ost-Westschnitt/Südprofil (ohne Maßstab). Gut sichtbar die Knochenschüttungen, die gegen die Kuppe hin anwachsen. Kleinere Schüttungen im Fußbereich der Hauptdeponie. Stufenförmige Abtiefung und Verfüllung in der frühen Urnenfelderzeit.

hat man die Siedlung aufgegeben, nur sporadische Nachweise zeugen von einer lediglich punktuellen menschlichen Präsenz während der Hallstattzeit. Erst mit der Mittel- und Spätlatènezeit sollte das Ganglegg einen letzten systematischen Siedlungsausbau erfahren und nicht zuletzt eine Erneuerung der Befestigung entlang derselben Kante.³² Befestigte Siedlungen gehören im inneralpinen Raum entgegen der älteren Forschung nach wie vor zu den Ausnahmen. Kennzeichen sind unter anderem ihre Größe, die günstige topographische Lage in Haupttälern sowie Fremdformen im heimischen Fundmaterial.³³

Im Jahr 2001 konnte im Rahmen des Forschungsprojektes schließlich die Untersuchung des in 100 m Distanz zum Ganglegg liegenden Brandopferplatzes am „Hahnehütterbödele“ in Angriff genommen werden.³⁴ Die kleine Kuppe aus anstehendem Moränenmaterial wird durch einen engen, talartigen Einschnitt vom Ganglegg getrennt (Abb. 1). Die Oberfläche ist geprägt von einer lang gestreckten, dreieckigen Form mit einer Grundfläche von rund 700 m². Von Norden her ist das rund 50 m lange Gelände über einen schmalen Rücken zu erreichen, der sich allmählich verbrei-

tert und gegen Südwesten in eine flache Wiese einmündet. Der nordwestliche Teil der Kuppe wurde beim Anlegen eines Güterweges angeschnitten und teilweise abgetragen (Abb. 9). Gegen Osten und Süden hin fällt das Gelände in Steilhängen ab. Die bereits an der Oberfläche verstreuten, kleinteiligen kalzinierten Knochen und Keramikfragmente, aufgrund derer E. Schubert den Platz als Brandopferplatz ansprach, lockten in zunehmendem Maße Unbefugte an, welche nach vermeintlichen Grabbeigaben suchten.

Nachdem über das konzentrierte Vorkommen von kalzinierten Knochen im südlichen Teil der Kuppe mit einer Knochendeponie zu rechnen war, hat die Grabung in diesem Bereich angesetzt. Durch einen Kreuzschnitt konnten Ausmaß, Aufbau und Konsistenz des Schichtenaufbaus erfasst werden. Die Untersuchung ergab, dass man vor Beginn der Schüttungen großflächig die Humusdecke abtrug, um eine annähernd ebene Fläche zu schaffen. Der älteste Teil der Deponie liegt am südlichen Ende der Kuppe. Der Beginn der kultischen Handlungen fällt in die späte Mittelbronzezeit (Bz C2). Durch ein stetes Überschütten entstand schließlich in der frühen Urnenfelderzeit ein im

Durchmesser 10 x 10 m großer und 1,4 m hoher Hügel, der sich bis zur Hügelkuppe hoch erstreckte. In den einzelnen bronzezeitlichen Schüttungen wechseln sich meist reine Knochenschichten mit solchen ab, die mit Asche und Kohle angereichert sind. An den Seiten laufen die Schichten allmählich aus, eine Einfassung liegt nicht vor (Abb. 7). Da der Untergrund der Deponie auf einer größeren Fläche Brandspuren aufwies, muss eine Verbrennung der Tiere direkt am Hügelfuß angenommen werden. In der Urnenfelderzeit kam es zu einem großflächigen Abtragen der Knochendeponie. Dabei hat man mehrere stufen- und wannenförmige Eintiefungen eingebracht. Anschließend überschüttete man das Areal mit einem kohligem und mit kalzinierten Knochen durchsetzten Schichtpaket. Der Grund für die Eingriffe an der Knochendeponie ist unbekannt, die Materie wurde offenbar aus dem Heiligtum geschaffen. Aus dem mediterranen Raum sind ähnliche Phänomene bekannt: Beispielsweise wurden an den griechischen Thesmophorien zum Opfer an Demeter Ferkel zunächst in Gruben gelagert, die verwesten Teile später auf die Altäre gegeben und schließlich unter die Saat gemischt, um offensichtlich die Fruchtbarkeit zu fördern. Die

Verteilung von Opfermaterie auf Äckern, welche die Wechselbeziehung von Gott und Mensch besonders zum Ausdruck bringt, ist ein weit verbreitetes Phänomen u. a. in Indien und Mittelamerika. Im altorientalischen und griechisch-römischen Bereich hat man die Speisestische in den Tempeln regelmäßig abgeräumt. Folglich ist damit zu rechnen, dass es eine konsequente Bindung des Opfermaterials an die Heiligtümer gar nicht gab, und dies besonders bei Objekten, die nicht zu den eigentlichen Opfergaben zählten.³⁵

Am Hahnehütterbödele sind seit der späten Mittelbronzezeit bis in die Stufe Laugen-Melaun A und damit über einen Zeitraum von rund 450 Jahren Kulthandlungen bezeugt. Zentraler Bestandteil war das Brandopfer, dem die Vorstellung der reinigenden Wirkung des Feuers zugrunde liegt. Die Opfertiere, von denen in allererster Linie Schädel und Fußknochen geopfert wurden, setzten sich aus Rindern, Schafen, Ziegen und in beschränktem Ausmaß aus Schweinen zusammen.³⁶ Ein Vergleich mit den Tierarten und ihrer prozentualen Zusammensetzung in der nahen Siedlung zeigt, dass die Anteile identisch sind. Am Brandopferplatz ist folglich der Haustierbestand repräsentiert. Eine



Abb. 8: Im Zuge der Auflassung des Brandopferplatzes hat man die Deponie mit einem Steinmantel versiegelt. Die Steine dürften aufgrund ihrer Brandspuren von einem oder mehreren abgebauten Altären stammen.

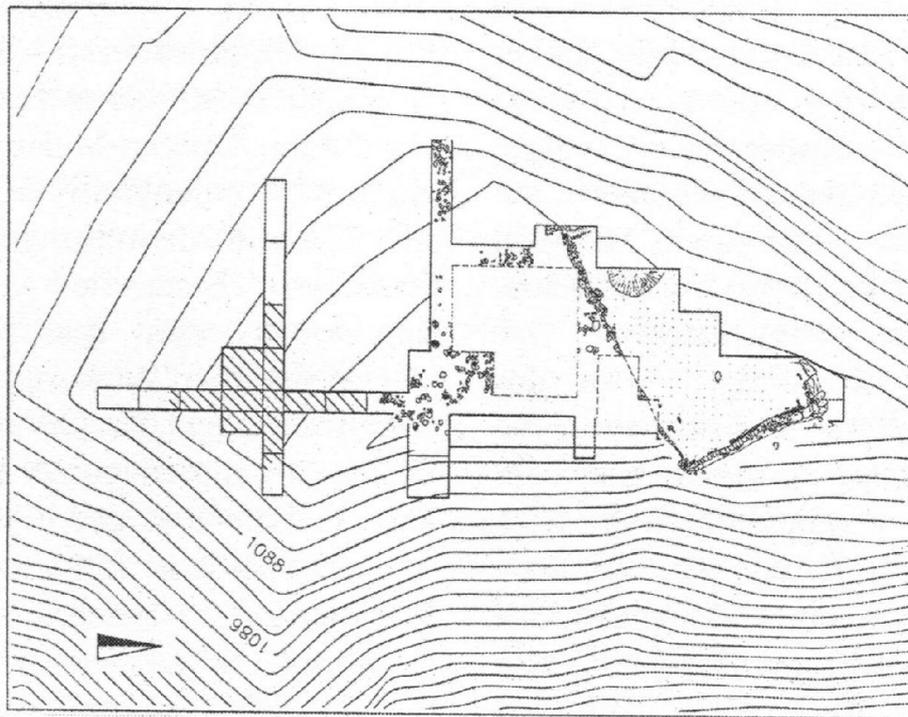


Abb. 9: Das Heiligtum am „Hahnehütterbödele“ in der späten Mittel- und Spätbronzezeit. Am südlichen Ende der Kuppe befindet sich die Deponie (strichliert). Am höchsten Punkt liegen teils in gerader Linie Pfostensetzungen. Der nördliche Zugang ist durch ein diagonal zur Hangkante gesetztes, 13 x 7,8 m großes Gebäude versperrt. Im Inneren kam eine 2,5 m große Grube mit Brandspuren zum Vorschein. Der westliche Teil des Hauses wurde beim Anlegen eines Güterweges abgetragen (ohne Maßstab).

versuchsweise über Gewichtsvergleiche ermittelte Hochrechnung von Opfertieren ergab, dass man in den ersten 250 Jahren des Bestehens des Heiligtums rein rechnerisch jährlich rund 34 Rinder und 45,4 Schafe/Ziegen opferte (theoretisch 2,8 Rinder und 3,7 Schafe/Ziegen pro Monat). In den nächsten 200 Jahren waren es rund 15,2 Rinder und 20,3 Schafe/Ziegen pro Jahr (1,2 Rinder und 1,6 Schafe/Ziegen pro Monat).³⁷ Ist entsprechenden Hochrechnungen auch mit großer Vorsicht zu begegnen, so wird aber immerhin deutlich, dass mit einem größeren Einzugsbereich, wahrscheinlich des gesamten Vinschgaus, zu rechnen ist. Dieser bildet vom Reschenpass bis in das Talbecken von Meran eine geschlossene Talschaft mit einer Länge von rund 65 km, gegliedert von einer Reihe durchwegs schmaler, einmündender Seitentäler. Die Beobachtung deckt sich auch damit, dass bislang im Talboden des Vinschgaus kein weiterer Brandopferplatz der Bronze- und Urnenfelderzeit zu belegen ist.³⁸ Das räumlich am nächsten liegende Heiligtum befindet sich am Pillersattel bei Fließ/Tirol in einer Entfernung von rund 65 km. Mit der Stufe Ha B2 hat man neben der Siedlung am Ganglegg gleichzeitig auch das Heiligtum aufgelassen. Dass dies in geordneter

Weise geschah, zeigt sich daran, dass man die Knochendeponie mit einem annähernd runden, im Durchmesser rund 4 m großen Steinmantel abschloss (Abb. 8). Da das Steinmaterial überwiegend Brandspuren trägt, ist damit zu rechnen, dass es von einem oder mehreren abgebauten Altären stammt.

Als besonderes Kennzeichen des Brandopferplatzes am Hahnehütterbödele ist der geringe Anteil an Sachfunden zu betonen. Für die Stufe Bz C2 und Bz D ist eine Trompetenkopfnadel mit mehrteiliger Halsrippung aus Bronze hervorzuheben, die eine nordalpine Form repräsentiert. An Keramik sind lediglich einzelne Scherben, die zudem unverbrannt sind, zu nennen. Dies gilt auch für die urnenfelderzeitliche Nutzung. Dagegen fand sich im abschließenden Steinmantel ein größerer Anteil an Keramik, der erst mit der Auflassung deponiert worden zu sein scheint. Die Gefäßformen umschreiben auch in ihren prozentualen Anteilen das gesamte aus der Siedlung bekannte Formenspektrum (Krug, Schüssel, Trichterrandgefäß, Becher). Abnutzungsspuren und Reparaturstellen verdeutlichen, dass es sich um Siedlungskeramik handelt. Die Funktion der Keramik im Rahmen

des Kultes ist schwer zu fassen. Angesichts des sehr geringen Vorkommens und der fehlenden Brandspuren ist nicht von einem eigentlichen Opfergut auszugehen, als vielmehr von Behältnissen, die unter anderem mit Speiseopfern in Verbindung gebracht werden können. Es ist uns bewusst, dass wir im archäologischen Befund lediglich einen, vielleicht auch nicht repräsentativen, Ausschnitt an Opfergaben fassen können. Hinweise auf vergängliche Opfergaben aus organischen Stoffen, wie Speisen, Kuchen, Honig, Milch, Wein, Blumen, duftende Kräuter, Beeren, weiter bunte Bänder, Kleider, Votivgaben aus Holz, Wachs u. ä. bleiben uns entweder vollends verwehrt oder aber zeigen sich lediglich in Ansätzen. Eine archäobotanische Analyse einer Probe aus der Knochendeponie am Hahnehütterbödele erbrachte den Nachweis von Hirse.³⁹ Demnach sind Keramikgefäße mit organischen Opfergaben in Verbindung zu bringen. Ihre geringe Fundmenge bildet einen Hinweis darauf, dass man die Behältnisse im Prinzip wiederum zurück in die Siedlung nahm. Nicht einzuschätzen ist selbstverständlich der Bestand an organischen Behältnissen.

Von großer Bedeutung für die Erforschung der Brandopferplätze

sind die weiteren Befunde am Hahnehütterbödele: Am höchsten Punkt der Kuppe kamen direkt nördlich an die Knochendeponie anschließend mehrere, teils in Zeilen gesetzte Postenverkeilungen zum Vorschein (Abb. 9). Dabei scheint es sich weniger um Reste eines Gebäudes, als vielmehr um einzelne Pfosten zu handeln, die vermutlich zum Sichtbarmachen des Heiligtums oder etwa zum Aufstellen von Trophäen dienten. Am nördlichen Ende des Areals war schließlich ein im Grundriss 13 x 7,8 m großes, schräg zur Hangkante orientiertes Gebäude errichtet, das durch einen Brand zerstört wurde. Damit gelang erstmals der gesicherte Nachweis einer Gebäudestruktur an einem Brandopferplatz. Leider wurde beim Anlegen eines Güterweges ein Teil bereits vor Jahrzehnten abgetragen. Das in Ständerbauweise errichtete Haus weist eine mit der Siedlung identische Bauweise auf, womit sich zeigt, dass für die Nutzung am Heiligtum keine spezielle – zumindest heute noch nachweisbare – Gestaltung erfolgte, sondern bauliche Elemente zur Gänze dem profanen Bereich entlehnt sind. Das Gebäude war mit einem Lehm Boden ausgestattet. Im Bereich der südwestlichen Schmalseite befand sich eine im Durchmesser 2,5 m große und 0,6 m

tiefe Grube, die an der Sohle Brandspuren aufwies und mit Kohle-/Ascheschichten verfüllt war. Im Inneren des Gebäudes wie am zugehörigen Außenniveau fanden sich Keramikreste der mittleren bis späten Bronzezeit sowie unverbrannte Tierknochen. Die abgegangene Baulichkeit wurde mit mehreren Schichten verfüllt, das Areal aber nutzte man auch in der frühen Urnenfelderzeit weiter: Dies bezeugt eine große, mit Steinen eingefasste Herdstelle mit deutlichen Spuren von Hitzeeinwirkung. In ihrem Umfeld wie in ihrer Verfüllung fanden sich Keramikreste und unverbrannte Tierknochen. Der nunmehr umfangreichere Keramikbestand setzt sich wie jener an der Deponie aus einem für Siedlungen typischen Geschirrsatz zusammen. Die Untersuchung der unverbrannten Tierknochen zeigte, dass sie im Gegensatz zu den verbrannten keine erkennbare Selektion aufwiesen (Rind, Schaf/Ziege, Schwein, Pferd, Hund).⁴⁰ Zudem hatten sie über längere Zeit an der Oberfläche verstreut gelegen. Sie weisen Schnitt-/Hackspuren auf, sind mitunter längsgespalten und besitzen sämtliche aus Siedlungen bekannten Anzeichen von Schlacht- und Speiseabfällen. Die Tiere wurden in jungadultem bzw. adultem Alter geschlachtet. Eine spezielle

Auslese der Tiere für den kultischen Gebrauch ist nicht zu ersehen: So wies man neben Kühen auch Ochsen nach und neben dem weiblichen Schwein auch Eber. Ein weibliches Rinderbecken ließ osteoarthrotische Veränderungen infolge Auflösung des Gelenkknorpels erkennen. Derartige Abnutzungserscheinungen treten bei älteren Zugrindern auf, mitunter auch infolge hohen Mineralstoffbedarfs während Trächtigkeit und Laktation.

Die Befunde und Funde nördlich der Knochendeponie am Hahnehütterbödele sind mit einem gemeinschaftlichen Mahl zu verbinden. Dafür sprechen die bauliche Gestaltung, die unverbrannten Knochen und die Keramikfunde. Die Nutzung bleibt überdies während der gesamten Laufzeit des Heiligtums dieselbe, was für ein Kontinuum und eine strenge Strukturierung des Brandopferplatzes nach unterschiedlichen Funktionen spricht und demnach für eine straffe Organisation. Mit dem Auflassen des Brandopferplatzes wurde neben dem Versiegeln der Knochendeponie mittels Steinmantel auch der Bereich nördlich davon mit mehreren Schichten verfüllt. Zum Abschluss hat man das gesamte Areal einheitlich mit einem Lehm-/Sandpaket abgedeckt. Durch den glück-

lichen Umstand, dass das Gelände nie zu landwirtschaftlichen Zwecken, sondern stets als Weide diente, haben sich diese Strukturen bestens erhalten können.

Aufgrund der Tatsache, dass das Ganglegg und das Hahnehütterbödele modern und flächenmäßig untersucht sind, ist eine Grundlage zur Einschätzung der bronze- und urnenfelderzeitlichen Brandopferplätze geschaffen.

Die Brandrückstände deponierte man stets an derselben Stelle im südlichsten Bereich der Kuppe. Damit entstand ein bis zu 10 x 10 m großer und 1,4 m hoher Hügel mit insgesamt rund 50 m³ Schüttungsmasse (Abb. 7). Diese setzte sich in der Bronzezeit aus bis zu 30 zählbaren einzelnen Knochenschichten zusammen, deren Verlauf über größere Flächen (bis zu 3 m Länge) zu beobachten war. Mehrfach bestanden diese aus bis zu 10 cm starken Paketen, die keinerlei weitere Schichtung erkennen ließen und demnach wohl in wenigen Vorgängen nach sorgfältiger Reinigung aufgeschüttet wurden. Zum überwiegenden Teil wechselten sich reine Knochenschichten mit Kohle-Ascheschichten ab (Abb. 8). Insgesamt nehmen die Knochen zwei Drittel des Gesamtgewichtes ein. Im

Gegensatz dazu zeigt die Deponie in der frühen Urnenfelderzeit einen höheren Anteil an Asche, Kohle und kleinen Steinen. Nur noch die Hälfte des Gewichts wird von kalzinierten Knochen eingenommen. Dass während der Bronzezeit mit einem festen Typus an Brandopferplatz gerechnet werden kann, bestätigen eindrucksvoll die Befunde am Piller Sattel/Fließ: die Knochendeponie besaß einen Durchmesser von 12 bis 15 m und eine Höhe von rund 2 m. Dabei konnten insgesamt rund 80 verschiedenen Knochen- und Ascheschichten festgestellt werden, die sich über weite Teile des Hügels in der Fläche verfolgen ließen. Kennzeichnend ist überdies das Abwechseln reiner Knochenschichten mit solchen mit Asche/Kohleanreicherung. Dem an die Seite zu stellen dürfte der Laugen/Natz (Südtirol) sein. Nach lediglich vagen Beschreibungen handelte es sich um einen 2–3 m hohen, 10 m langen und 6 m breiten Hügel aus „*lauter verbrannten, meist rundlichen Steinen, Kohleerde, Scherben und Knochen*“.⁴¹ Für den bayerischen Raum ist zunächst der Langacker/Bad Reichenhall zu nennen, der mit einem bereits deutlich reduzierten Ausmaß von 24 m Durchmesser und 1,2 m Höhe in den Jahren 1890/91 zur Untersuchung kam. Anzuführen ist der

Eisenbichl/Bad Reichenhall sowie der Stätteberg/Oberhausen: Kreisförmige Steinsetzungen mit bis zu 9 m Durchmesser bzw. ein Steinkranz als Zentrum und mit bis zu 50 cm hoch liegenden Brandrückständen sind den inneralpinen Beispielen an die Seite zu stellen.⁴² Mit den Brandopferplätzen vom Langacker, Piller-sattel, Laugen und Hahnehütterbödele fassen wir jeweils unterschiedlich markante, obertägig sichtbare Geländedenkmäler. Als verbindlich kann gelten, dass man Haustiere verbrannte, und davon in erster Linie fleischarme bis fleischlose Körperpartien (Schädel- und Fußteile). Nur in unzureichendem Maße können Verbrennungsstellen und damit Altäre belegt werden. Die Verbrennung der Opfertiere erfolgte neben der Deponie am Boden, auf einer Lehmenten bzw. auf einer mit Steineinfassung versehenen Stelle. In völligem Gegensatz dazu steht das von P. Gleirscher gezeichnete Bild, wonach eine Gruppe von kegelförmigen Steinanhäufungen, welche die ältere Forschung mit befestigten Siedlungen in Verbindung brachte,⁴³ eine für das Eisack- und Etschtal kennzeichnende Altarform sei.⁴⁴ Hinweise auf mutmaßliche schachtähnliche Einbauten, regelrechte Verschlackungen, Einfriedungen, kalzinierte Knochen sind ge-

nauso wenig zu verifizieren wie ein einheitlicher chronologischer Rahmen. Vielmehr verdichten sich bereits durch wenige Ausgrabungen und insbesondere durch Geländebeobachtungen die Hinweise darauf, dass es sich dabei überwiegend um Lesesteinhaufen und Steinwälle handelt, die im Zuge intensiver landwirtschaftlicher Nutzung im Mittelalter und in der Neuzeit zustande gekommen sind. Eine aus dieser Gruppe abgeleitete überaus dichte Streuung an Brandopferplätzen ließ „die Siedlungsdichte schlagartig in eine Opferplatzdichte wechseln“ und festigte schließlich das Bild, wonach jede Siedlungseinheit über einen Brandopferplatz verfügt haben soll. Die Dichte wird mit dem Vorkommen heutiger Kirchen und Kapellen verglichen.⁴⁵ Dieser Ansatz ist aus heutiger Sicht in Ermangelung einschlägiger Befunde nicht haltbar, was vor allem neue Untersuchungen an Brandopferplätzen bestätigen.

Einen wesentlichen Beitrag liefern die Befunde vom Hahnehütterbödele in Bezug auf bauliche Strukturen. So war R. M. Weiss der Meinung, dass „regelrechte tempelähnliche Bauten, großflächige Einhegungen von Festwiesen oder Versammlungsplätzen und ähnlichen künstlichen Anlagen auf den Brandopferplätzen gar nicht zu

erwarten“ wären. Ebenso nicht haltbar ist seine Feststellung, dass „*der Nachweis des Vollzugs gemeinschaftlicher Festmahlzeiten archäologisch nicht zu erbringen*“ sei.⁴⁶ Im Gegensatz dazu zeigt das Hahnehütterbödele, dass mit einer baulichen Strukturierung bereits in der späten Mittelbronzezeit gerechnet werden muss und dass das Gemeinschaftsmahl verbindlicher Teil des Brandopfers ist (Abb. 9). Das Heiligtum verfügte über topographisch streng getrennte, unterschiedliche Nutzungsbereiche. In der baulichen Gestaltung sieht die Forschung Hinweise auf unterschiedliche soziale Gruppen bzw. auf eine gemeinsame Gottesvorstellung und ein gemeinsames Ritual. Dies sieht H. W. Dämmer als entscheidende Neuerung der Eisenzeit gegenüber Brandopferplätzen bronzezeitlicher Tradition, wo keine sozialen Gruppen greifbar seien und folglich ihr Selbstverständnis weniger ausgeprägt gewesen sei.⁴⁷ Nach H. Riemer ist in der Bronzezeit „*eine Institutionalisierung der Opferplätze offensichtlich noch wenig fortgeschritten*“ gewesen. Vielmehr sei erst in der Eisenzeit „*eine mehrteilige, funktionale Gliederung der Anlagen als regelrechte Heiligtümer [...] in wenigen Fällen ansatzweise zu sehen*“.⁴⁸ Der bislang fehlende Nachweis von Gebäude-

strukturen an Brandopferplätzen dürfte eine Forschungslücke darstellen, wurde doch der Großteil von ihnen bereits in älteren Grabungen erfasst, die sich vornehmlich auf die Knochendeponie konzentrierten.

Vielfach falsche Vorstellungen machte sich die Forschung von den Fundmengen an Brandopferplätzen der Bronze- und Urnenfelderzeit. Sind Metallobjekte stets in der Minderzahl, so ist der Anteil der Keramik zwar größer, bleibt aber dennoch bescheiden. Dies hat R. M. Weiss anhand der bayerischen Brandopferplätze deutlich gemacht.⁴⁹ Allerdings sind konkrete mengenmäßige Vorstellungen und die Voraussetzung, dass sämtliche Opfergaben und die für die Durchführung der Riten verwendeten Utensilien im Heiligtum zu verbleiben hatten bzw. erhalten sind, nicht zielführend und gehen an der Sache vorbei, verbieten letztlich weitere Schlussfolgerungen zu Gemeinschafts- oder Individualopfern, Frequentierung etc.⁵⁰ Ebenso abzulehnen ist die Vorstellung, wonach aufgrund der wenigen Keramik „*die Bedeutung jener Opferplätze erheblich relativiert*“ würde.⁵¹ Ganz abgesehen davon, dass organische Gefäße im archäologischen Fundbestand fehlen, sind es für die Bronzezeit im

inneralpinen Raum lediglich einzelne Keramikfragmente. Angesichts der langen Laufzeiten muss von einem systematischen Zurückbringen der Keramikgefäße in die Siedlungen ausgegangen werden. Dies gilt ebenso für Brandopferplätze im Hochgebirge.⁵² Dass es sich bei der Keramik nicht um das Opfergut handelt, sondern um „Transport- und Aufbewahrungsbehälter für die zu opfernden Speisen“,⁵³ wird daran deutlich, dass es sich nicht um spezielle Anfertigungen, sondern um Siedlungskeramik handelt. Weiter fehlen sekundäre Brandspuren sowie Hinweise auf intentionelle Zerschabung und eine bewusste Deponierung im Heiligtum. Insofern spiegelt die Keramik lediglich die zu Bruch gegangenen Gefäße wider, die als Transportbehältnisse sowie im Rahmen von Kultmahlen eine Rolle spielten. Hier anzuschließen ist das Vorkommen von unverbrannten Tierknochen, die im Vergleich mit den verbrannten an der Deponie mengenmäßig nur einen kleinen Teil einnehmen. Hatte R. M. Weiss unverbrannte Tierknochen aus diesem Grund für eingestreute Siedlungsfunde gehalten,⁵⁴ so zeigt sich nunmehr, dass sie einen festen Bestandteil an Brandopferplätzen einnehmen und überdies am Hahnehütterbödele während der gesamten

Nutzung auf einen funktional von der Deponie abgetrennten Bereich beschränkt bleiben. Der stets geringe Bestand lässt annehmen, dass man die unverbrannten Knochen generell aus dem Heiligtum brachte und dieses von den Speiseresten gesäubert wurde, will man den Restbestand am Hahnehütterbödele bzw. die mehrfach beobachtete teilweise Vermischung mit kalzinierten Knochen an anderen Brandopferplätzen noch als akribische Ordnung gelten lassen, die man voraussetzen kann. Speisereste in Form von unverbrannten Knochen bilden keine Opfermaterie und konnten demnach regelhaft weggebracht werden. Das gilt neben der Keramik auch für weitere im Rahmen des Gemeinschaftsopfers genutzte Gerätschaften, die nicht am Brandopferplatz verblieben. Nicht zuletzt ist dies auch verbindlich für die zur Durchführung der Opfer notwendigen Utensilien, etwa zum Schlachten und Zerteilen der Tiere.

Für die Brandopferplätze im alpinen Raum ist aufgrund der Befundlage mit gemeinschaftlichen Mahlen zu rechnen. Dafür sprechen die bauliche Gestaltung und Strukturierung der Heiligtümer, Keramikfunde, unverbrannte Knochen sowie Herdstellen. Am Hahnehütterbödele be-

stand nördlich der Knochendeponie stets eine Verbrennungsstelle, in deren Umfeld unverbrannte Knochen und Keramik zum Vorschein kamen. Am Piller Sattel/Fließ entdeckte man abseits der Knochendeponie insgesamt neun Feuerstellen in Form von verbrannten Lehmflächen, die vermutlich ebenso mit Gemeinschaftsmahlen in Verbindung standen. Dagegen sieht R. M. Weiss „keine Hinweise auf gemeinschaftliche Feste oder Mahlzeiten“.⁵⁵ Auch angesichts der Beobachtung, dass „auf den Brandopferplätzen nahezu das gesamte Typenspektrum zeit-typischer Keramikproduktion begegnet“, favorisiert er angesichts der geringen Menge Individualopfer und weniger Gemeinschaftsopfer.⁵⁶

Schließlich ist das Nebeneinander von Siedlung und Brandopferplatz am Ganglegg bzw. am Hahnehütterbödele hervorzuheben. Bereits in der späten Mittelbronzezeit, entsprechend dem Siedlungsbeginn am Ganglegg, sind am Opferplatz erste kultische Handlungen bezeugt. Beide Plätze werden schließlich gleichzeitig aufgelassen. Das Ganglegg hebt sich im Siedlungsbild des inneralpinen Raumes durch mehrere Faktoren von den übrigen Siedlungen ab: Es ist dies eine planmäßig, nach einem Grundkonzept angelegte Siedlung, die

zudem über ein aufwändiges Befestigungswerk verfügte (Abb. 6). Daneben ist ein vergleichsweise starker Anteil an Fremdformen hervorzuheben, die Kontakte mit dem oberitalienischen Kulturraum, mit dem Donauraum und dem Balkan bezeugen. Fremdformen fanden sich jeweils in einem mehrfach überbauten Gebäude, womit sich erstmals ein lokales Platzkontinuum einer offensichtlichen Oberschicht innerhalb einer Siedlung manifestiert, welche sich in Zusammenhang mit Metallverarbeitung zeigt (Abb. 4–5). Eine Vorrangstellung der Siedlung im Oberen Vinschgau wird auch daran deutlich, dass man den Großteil der zeitgleichen Niederlassungen einsehen und damit auch kontrollieren konnte. Wirtschaftlichen Hintergrund der Siedlung bildete nicht zuletzt eine strategisch entscheidende Lage an einem der wichtigsten Übergänge über die Alpen und damit vermutlich die Kontrolle über den transalpinen Gütertausch (Abb. 2). Damit erscheint der Brandopferplatz an eine Siedlung mit einer gewissen zentralörtlichen Funktion gebunden, womit sich eine religiöse Institution und eine wie immer geartete politisch-wirtschaftliche Macht als nicht getrennte Bereiche zeigen. Dieser Institution oblagen auch die

Organisation, Durchführung der Opfer, Pflege des Heiligtums usw. Eine soziale Oberschicht hat sich am Brandopferplatz nicht im Fundmaterial niedergeschlagen: Wenige Fremdformen veranschaulichen wie jene in der Siedlung die weitläufigen Kontakte. Dass mit einem größeren Einzugsbereich gerechnet werden muss, unterstreicht das Fehlen eines weiteren Brandopferplatzes im Talboden des Vinschgaus. Die Verbreitungskarte sämtlicher bronze- und urnenfelderzeitlicher Brandopferplätze vermittelt im Gegensatz zu einer mehrfach vertretenen besonderen Häufung vielmehr eine sehr ausgeglichene Verteilung, was wiederum jeweils größere Einzugsbereiche veranschaulicht. Siedlungen mit zentralörtlicher Funktion und zugehörigem Brandopferplatz bilden Mittelpunktfunktion einer wie immer organisierten politisch-wirtschaftlichen und religiösen Gemeinschaft. Dieser Ansatz ist mit neuen Grabungen und Forschungen insbesondere im Verbund mit dem jeweiligen Siedlungsbild zu prüfen. Bisher steht lediglich für das Ganglegg ein punktuelleres Forschungsergebnis zur Verfügung. Es zeigt sich aber mehrfach ein Vorkommen von Opferplätzen im Bereich von befestigten Siedlungen,

deren zeitliches Verhältnis zueinander allerdings nicht geklärt ist.⁵⁷

Schließlich hat die Untersuchung des Brandopferplatzes am Hahnehütterbödele vor Augen geführt, dass nur systematische, moderne Grabungen zu weiteren Erkenntnissen führen können und vor allen Dingen das Umfeld in die Untersuchungen mit einzuschließen ist. Hinzu kommt, dass sämtliche baulichen Strukturen dem profanen Bereich entlehnt sind. Außerdem sind die unverbrannten Knochen sowie die Keramik nicht von einer Siedlung zu unterscheiden. Dies erschwert besonders die Ansprache von Befunden aus Altgrabungen oder von lediglich durch Lesefunde erschlossenen Plätzen. Wie komplex das Phänomen des Brandopfers sein kann, veranschaulicht ein Gebäude in der Siedlung am Ganglegg: Dort konnte auf zwei Herdstellen jeweils eine Schicht kalzinierten Knochen-schotters geborgen werden, der eine mit der Deponie am Brandopferplatz vergleichbare Selektion von Schädel- und Fußteilen aufweist.⁵⁸ Aufgrund dieses Untersuchungsergebnisses und der Tatsache, dass dieses Phänomen innerhalb des Gebäudes die Ausnahme bildet, ist zu folgern, dass man zumindest zeitweise die Verbrennung der Opfertiere in der nahen Siedlung vor-

nahm, die Brandrückstände anschließend in das Heiligtum brachte und dort an der Deponie lagerte. Die Gründe hierfür sind nicht nachvollziehbar, es zeigt sich aber der enge Verbund zwischen Heiligtum und Siedlung. Der Befund zeigt die Komplexität des Phänomens des Brandopfers auf und soll ein warnendes Beispiel in Bezug auf Interpretationen ohne flächenmäßige Untersuchung bilden.

Neben der Bronze- und Urnenfelderzeit ist das Phänomen der Brandopferplätze schließlich in der älteren Eisenzeit, besonders aber in der jüngeren Eisenzeit verbreitet. Für diesen Abschnitt steht uns ein einzigartiger Befund zur Verfügung, der auch in Anbetracht seiner vollständigen Untersuchung eine wertvolle Grundlage für die Bewertung bildet. Es handelt sich um den Brandopferplatz von St. Walburg/Ulten südlich von Meran (Südtirol). Ulten bildet ein Seitental des Etschtales und mündet nach rund 40 km in die Ortlergruppe ein (Abb. 2). Das Hochtal mit ausgesprochen steilen Siedlungshängen lässt bis heute vereinzelt eine Besiedlung bis in 1800 m Höhe zu. Der Taleingang ist durch die steilen Schluchten der Falschauer nahezu unzugänglich und wurde erst am

Beginn des 20. Jahrhunderts durch eine Straße erschlossen. Durch gute und relativ leicht passierbare Übergänge ist das Tal nach Norden mit dem Vinschgau verbunden, nach Süden mit dem Nonsberg. Diese Route dürfte in der Latènezeit eine dem Etschtal gleichwertige Verbindung dargestellt haben. Von St. Walburg aus war es möglich, in einem Tagesmarsch sämtliche Nachbartäler zu erreichen. Die wirtschaftliche Bedeutung der Übergänge geht aus schriftlichen Quellen hervor. So ist in einem Urbar von 1543 von 31 „*Sampferd*“ die Rede.⁵⁹ Mit Saumpferden wurden seit jeher nach schlechter Ernte Zukäufe von Getreide aus den Nachbartälern angeliefert. Schließlich wurde sämtlicher Viehhandel „*über das Joch*“ abgewickelt.⁶⁰ Nicht zuletzt führt ein alter Kreuzweg ausgehend vom Vinschgau über das Tarscher Joch (2517 m) nach Ulten und über das Hofmahdjoch (1813 m) weiter in den Nonsberg, ein Weg, der mit mittelalterlichen Hospizien in Zusammenhang stand. Ulten war seit Jahrhunderten für seine Viehzucht bekannt: Am Ende des 16. Jahrhunderts betonte Marx Sittich von Wolkenstein: „*die hinderisten in tal erhalten sich mit der vichzucht, lesen gross gelt daraus, von fleisch, kolber, schmalz und käs*“.⁶¹ Schließlich

rühmte er die Ultner Hochweiden, auf denen angeblich „in sumber bey 18000 bis in 20000 welsche schaf, so von Viens [Vicenza], Pern [Verona] und anderen orten hertreiben, davoun der gerichther gross Zoll und gut einkumbens haben“.⁶² All diese guten landschaftlichen Voraussetzungen für eine dauerhafte vorgeschichtliche Besiedlung des Tales wurden von der Forschung lange Zeit unterschätzt. So schien O. Menghin, A. Egger und C. v. Braitenberg eine Besiedlung erst im Mittelalter möglich.⁶³

Im Jahr 1967 gelang erstmals der Nachweis einer urgeschichtlichen Niederlassung in Ulten. Als man an der Südseite des Kirchhügels von St. Walburg in steilem Gelände eine Zufahrt errichtete bzw. den Grundaushub für einen Neubau vornahm, wurden eisenzeitliche Fundschichten angeschnitten (1190 m). Insbesondere durch das Auftreten kleiner, verbrannter Knochen dachte man an einen „alten Friedhof“ bzw. an den Verbrennungsplatz, während man die zugehörige Siedlung am darüber liegenden Kirchhügel vermutete.⁶⁴ Als 1988 ein Projekt zur vollständigen Nutzung der Terrasse zu Wohnbauzwecken vorlag, gelang es Dr. H. Nothdurfter, damals Direktor am Landesmuseum Schloss Tirol und später Zoneninspektor am

Amt für Bodendenkmäler/Bozen, eine archäologische Grabung vorzuschalten. Die Untersuchungen erstreckten sich weiter auf die Jahre 1989, 1995 bis 1998, womit schließlich die Terrasse erschöpfend ergraben wurde.⁶⁵ Der gesamte Fundkomplex wird in einem vom Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung/Wien finanzierten Forschungsprojekt aufgearbeitet und vorgelegt.⁶⁶

Die archäologischen Ausgrabungen ergaben, dass die 70 m lange und 15 bis 25 m breite künstliche Terrasse bereits während der späten Bronzezeit zu Siedlungszwecken aufgesucht worden war. Den größten Ausbau erfuhr die Siedlung in der Urnenfelderzeit. 14 Gebäude aus diesem Abschnitt verraten ein deutliches Baukonzept: eine komplexe, verschachtelte Anordnung von Häusern mit dazwischen liegenden Gassen und Feuerstellen gewerblicher Natur nutzte die zur Verfügung stehende Fläche optimal aus. Funde von Webgewichten, Spinnwirteln, Reibsteinen, Stößeln etc. sprechen für eine Dauersiedlung.⁶⁷ Daneben konnte durch die Analyse eines Pollenprofils die Nutzung der Hochlagen durch Weidewirtschaft in dieser Zeit belegt werden, was ein bezeichnendes Licht auf die Wirtschaft der Siedlung wirft.⁶⁸ Das

erstmalige Aufsuchen der Talschaft in der späten Bronzezeit scheint einer allgemeinen stärkeren Durchsiedlung des inneralpinen Raumes Rechnung zu tragen.

Im ausgehenden 6. Jahrhundert v. Chr. wurde die Siedlungsterrasse mit großem Aufwand umfunktioniert: Man verfüllte die durch Brand zerstörten Gebäude, verfüllte ihre Ruinen und planierte die Fläche ein. Die talseitige Geländekante wurde durch eine Terrassierungsmauer gefestigt. Damit entstand ein nahezu ebenes Gelände von 70 m Länge und 10 bis 15 m Breite, das nunmehr zur Anlage eines Brandopferplatzes diente. Herzstück dieser Struktur bildeten sieben in Reihe geordnete Altäre, bestehend aus einer schräg nach innen geneigten Steineinfassung und einem daran innen anschließenden wannenförmigen Lehmpaket. Die Länge der Altäre schwankt zwischen 1,8 und 2,9 m, ihre Breite zwischen 1,6 und 1,9 m (Abb. 10–11).

Nachdem man die in den Altären anfallenden Brandrückstände der Opfer in regelmäßigen Abständen herausnahm und in der nächsten Umgebung am Laufhorizont austreute, wurde das Gelniveau im Laufe von rund vier Jahrhunderten Nutzungszeit bis zu 40 cm hoch

angehoben (Abb. 15). Dies machte es mehrmals notwendig, die Altäre zu erneuern, d. h. eine weitere Steinlage aufzutragen und im Inneren ein neues Lehmpaket einzubringen. Die Höhe der Altäre schwankt zwischen 0,5 und 1,3 m. Schließlich hat man zu einem späteren Zeitpunkt zwei neue Altäre errichtet. Diese wurden jeweils an bestehende Altäre angesetzt. Nebeneinander liegende Altäre schloss man in zwei Fällen zusammen. Zudem hat man das Innere mehrfach durch hochgestellte Steinplatten in einzelne Kammern von ca. 80 x 50 m Größe unterteilt (Abb. 14). Die Steine sind infolge der Verbrennungen stark gerötet, zersprungen und zerbröseln. Wesentlich ist die Feststellung, dass die einzelnen Altäre nicht verschiedenen Phasen angehören, sondern gleichzeitig nebeneinander bestanden, wobei selbstverständlich offen bleibt, ob sie auch stets gleichzeitig in Benutzung standen. Möglich wären Opfer nach einem zeitlichen Kanon, wobei jeweils nur an einem Altar verbrannt worden sein könnte.

Nur in zwei Fällen sind im Laufe der Nutzung Altäre aufgelassen worden.

Unklar bleibt die Funktion eines rechteckigen, im Inneren mit Kies verfüllten Mauergeviertes von rund 5,5 x 5,5 m, das zu einem späteren

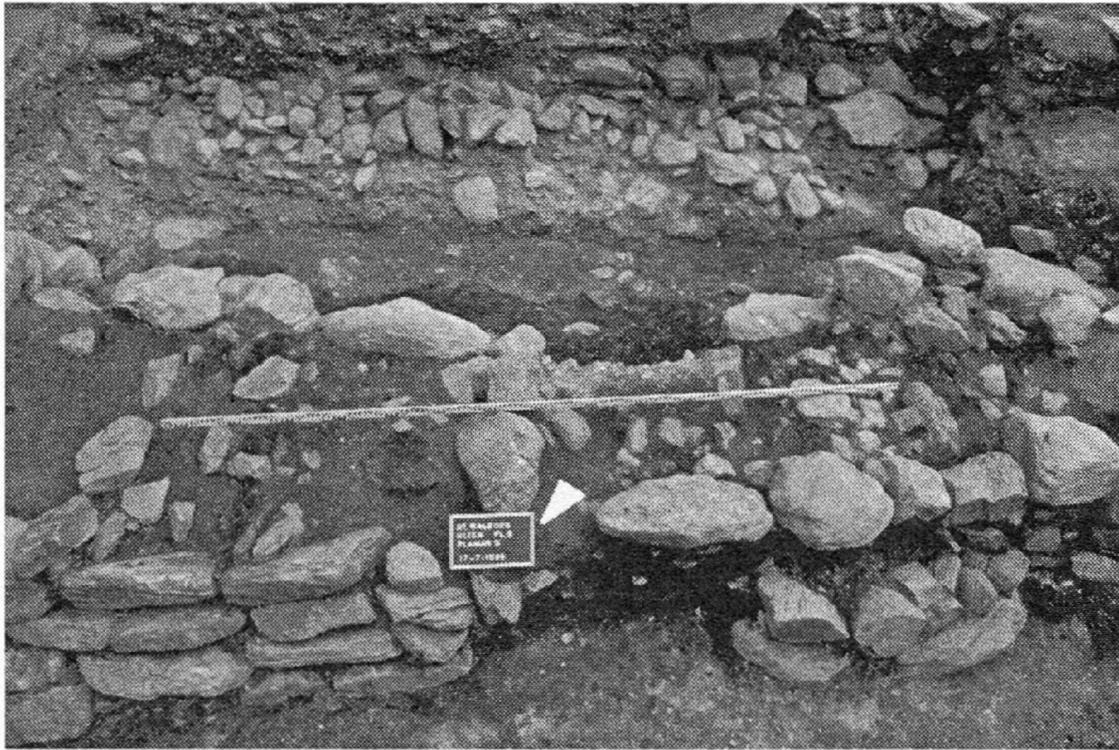


Abb. 10: Zwei nebeneinander liegende Altäre hat man in der jüngsten Nutzungsphase zu einem einzigen Altar zusammengeschlossen. Aufgrund der großen Menge an Brandrückständen wurden die Altäre mehrmals aufgehöhht.



Abb. 11: Detail eines Altars: Schräg gesetzte Steinplatten fassen die wannenförmige Verbrennungsstelle ein. Die Altäre sind mit hochkant gestellten Steinplatten in mehrere Kammern unterteilt. Das Innere ist verfüllt mit Brandrückständen.

Zeitpunkt in die Altarreihe eingebaut wurde. Nördlich der Altarreihe hat man schließlich eine Reihe von Verbrennungsstellen aus Lehm angelegt (Abb. 12). Ihre Länge beträgt 1,4 bis 2,5 m, die Breite schwankt zwischen 1,0 und 1,4 m. Kein Zweifel kann an der Gleichzeitigkeit mit den Altären bestehen. Infolge des Ausstreuens der Brandrückstände und der Anhebung des Laufniveaus hat man entsprechend den Altären auch die Tennen mehrfach an derselben Stelle erneuert. Eine fehlende Steineinfassung und eine gewölbte Oberfläche heben sie von den Altären ab und verweisen auf unterschiedliche

Verbrennungstechniken. Schließlich ist auffällig, dass in ihrem direkten Umfeld keine kalzinierten Knochen zum Vorschein kamen, woraus zu schließen ist, dass darauf keine Tierverbrennungen vorgenommen wurden.

Ein überraschendes Ergebnis lieferte schließlich die Untersuchung des westlichen Bereiches der Terrasse: Das westliche Ende des Brandopferplatzes ist dadurch charakterisiert, dass keine Altäre und Lehmtennen mehr vorhanden sind, sondern dass die Fläche keine weiteren Strukturen trägt, mit Ausnahme eines gegen die Bergseite zurückgesetzten Gebäudes von

8 x 4 m Größe. Das in Ständerbauweise errichtete Gebäude entspricht in Ausmaßen und bautechnischen Details den Gebäuden der älteren Siedlung. Über seine Funktion am Brandopferplatz können angesichts der schlechten Erhaltung keine weiteren Aussagen gemacht werden. Allerdings ist die Struktur zusammen mit der anschließenden freien Fläche von rund 18 x 10 m mit einer Opfergemeinschaft in Verbindung zu bringen. Mit großer Wahrscheinlichkeit sind in diesem Zusammenhang auch die Lehmtennen zu sehen.

Im Laufe der Nutzung des Heiligtums wurden mehrere Baumaßnahmen notwendig: Nachdem Einschwemmungen größere Teile des Heiligtums bedeckt hatten, wurde der gesamte bergseitige Hang durch eine Terrassierungsmauer gefestigt (Abb. 12). Eine weitere Sicherung der talseitigen Kante durch eine aufwändige Terrassierung hatte die Zugänglichkeit des Areals erheblich verbessert. Insgesamt wird deutlich, dass das gesamte Ausmaß der Terrasse von Anbeginn für die Anlage des Heiligtums gedacht und in Anspruch genommen worden war. Strukturen von Altären und Lehmtennen wurden in exakter Ausrichtung aufeinander angelegt und



Abb. 12: Die Brandrückstände der Opferungen wurden auf die gesamte Terrasse verteilt und lagerten sich in einem bis zu 40 cm starken Schichtpaket ab. Parallel zu den Altären kam eine Reihe von Lehmtennen zum Vorschein, die aufgrund der Anhebung des Laufniveaus mehrfach erneuert wurden. Bergseitig hat man das gesamte Areal mit einer Terrassierungsmauer geschützt.

auch angesichts mehrfacher Erneuerung bis zur Auflassung des Heiligtums beibehalten. Weitere bauliche Maßnahmen zur Sicherung des Platzes betrafen stets das gesamte Gelände. Eine präzise Abstimmung sämtlicher Elemente aufeinander führt vor Augen, dass der Brandopferplatz bereits zu Beginn eine deutliche und straffe Strukturierung erfahren hat, von der man im Laufe von vier Jahrhunderten nicht abgewichen ist.

Einen lediglich kleinen Bestand bildet das Fundmaterial: Reste von Keramikgefäßen fanden sich über

die gesamte Fläche des Heiligtums verstreut. Eine spezielle Auswahl, ein absichtliches Zerschlagen, eine bewusste Deponierung oder sekundäre Brandspuren waren nicht zu beobachten. Hinzu kommen wenige Metallvotive, darunter Schmuck (Klapperbleche, Fibeln, Fingerring, Haarringe), Gerät (Messer, Meißel, Pfriem, Flicknadeln, Wandhaken, Nägel) sowie Perlen aus Glas und Bernstein. Insgesamt bilden die Fundkategorien sowie der Zustand der Objekte keinerlei zwingende Hinweise auf einen Brandopferplatz.

Im Zusammenhang mit dem Forschungsprojekt wurde den naturwissenschaftlichen Untersuchungen breiter Raum eingeräumt, zumal eine erste stichprobenartige Untersuchung bereits sehr Erfolg versprechend war.⁶⁹ Eine archäobotanische Analyse sollte Aufschlüsse über Opfergaben, Brennmaterial sowie Vegetation im Umfeld des Brandopferplatzes liefern. Dafür wurden aus den Altarverfüllungen sowie in nächster Umgebung flächendeckend Proben untersucht (Abb. 10–11).⁷⁰ Der Großteil der botanischen Überreste bestand aus körnig-blasigen Brocken, die sich aus zerkleinertem Getreide zusammensetzten (Einkorn/Emmer, Kolbenhirse). Dabei handelte es sich um Getreidebrei oder Brot. Daneben wies man ganze Körner von Weizenarten, Spelzgerste und Rispenhirse nach. Zusammen mit einer verkohlten Spelze ist anzunehmen, dass die Getreide unverarbeitet, vielleicht direkt von den Feldern, geopfert wurden. Hinzu kommen Hülsenfrüchte, wie Ackerbohne und Linse. Ihr Auftreten zusammen mit Ackerbegleitkräutern (Gänsefuß- und Knötericharten) lässt ebenso an die Opferung des Ernteguts direkt von den Feldern denken. Schließlich gelang der Nachweis von Ölsaaten

(Leinsamen, Mohn). Hinzu kommen Sammelpflanzen (Haselnuss, Himbeere, Holunder). Als Brennmaterial diente in erster Linie Lärche/Fichte und dabei vor allen Dingen Astholz, das man in der nächsten Umgebung gewann. In der Holzwahl liegt keine Präferenz vor, vielmehr spiegelt das Spektrum die Artenvielfalt der Umgebung auf 1190 m Höhe sehr gut wider.

Ein weiteres Untersuchungsfeld waren die kalzinierten Tierknochen, die nach Tierart, Element, Alter und Geschlecht bestimmt wurden.⁷¹ Die Knochen sind bei einer Temperatur von 300 bis 800 °C verbrannt worden, die durchschnittliche Fragmentgröße schwankt zwischen 20 und 30–40 mm. Als Opfertiere dienten ausschließlich Rinder, Schafe und Ziegen. Daneben konnte eine strenge Selektion fleischarmer bis fleischloser Körperteile beobachtet werden (Schädel, Füße). Nur einzelne Bruchstücke von Schaf/Ziege stammen von fleischreicheren Körperteilen, die vermutlich Mahlzeitüberreste bilden. Schließlich liegen in kleinem Umfang auch unverbrannte Knochen im Umfeld der Altäre vor, welche dies bestärken.⁷² Weiter erbrachte die Untersuchung eine wesentliche Erkenntnis: Die Tierarten an den unterschiedlichen Altären sind un-

terschiedlich gewichtet: Während an einem Altar am westlichen Ende des Heiligtums nahezu ausschließlich Schaf/Ziegenknochen vorkommen, erscheint an einem anderen Altar das Verhältnis nahezu umgekehrt. Dahinter könnten sich unterschiedliche Gottheiten bzw. Anlässe verbergen, wie wir dies von den römischen Heiligtümern kennen. In Olympia beschreibt Pausanias insgesamt 69, teils in Zeilen liegende Altäre, die unterschiedlichen Gottheiten galten.⁷³ Der Geschichtsschreiber zählt sie in der Reihenfolge auf, in welcher die Eleern an ihnen opferten. Demnach ist nicht von einem gleichzeitigen Benutzen auszugehen, als vielmehr von einem festgelegten Ablauf, wohl entsprechend der Hierarchie der Gottheiten.

Der Brandopferplatz von St. Walburg liefert im Vergleich mit jenem vom Hahnehütterbödele/Schludern wesentliche Erkenntnisse: Auffällig ist zunächst, dass der Bestand von Keramikteilen jeweils gering ist und Gefäße keinesfalls als regelmäßiges Opfer deponiert wurden. Verbindlich ist eine präzise bauliche Gestaltung, die auf eine Opfergemeinschaft ausgelegt war. Dafür sprechen die topographischen Verhältnisse, ein Gebäude, das Vor-

kommen eines breiten, den Siedlungen entsprechenden Keramikspektrums und ein geringer Bestand an unverbrannten Tierknochen. Analog den älteren Heiligtümern ist auch für die Eisenzeit damit zu rechnen, dass die für das Gemeinschaftsmahl notwendigen Utensilien wiederum zurück in die Siedlung gebracht wurden. Zu denken ist vor allem an Keramik, Schlachtgerät, Fleischgabeln, -spieße, Feuerböcke, Bronzegefäße. Dies wird vor allen Dingen durch die bildlichen Darstellungen der Situlenkunst weiter bestärkt: Unabhängig davon, ob es sich dabei um ein Brandopfer in einem festen Heiligtum oder um einen Totenkult handelt bzw. auch um profane Repräsentation, wird dem Symposium eine wichtige Rolle zugestanden.⁷⁴ Das komplette Trinkgeschirr besteht aus Bronze (Amphore, Situla, Ziste, Becken, Schöpfer) und Keramik (Schale, Krug). Auffälligerweise fehlt das Bronzegeschirr an den Brandopferplätzen, findet sich dagegen zusammen mit Schalen und Krügen aus Keramik regelmäßig in Grabverbänden. Dies gilt im Besonderen auch für figuralverzierte Situlen, die zum einen in Siedlungen vorkommen, zum anderen in Gräbern neben Schöpfkellen Teil der Ausstattung bilden.⁷⁵ Die entsprechenden Gräber

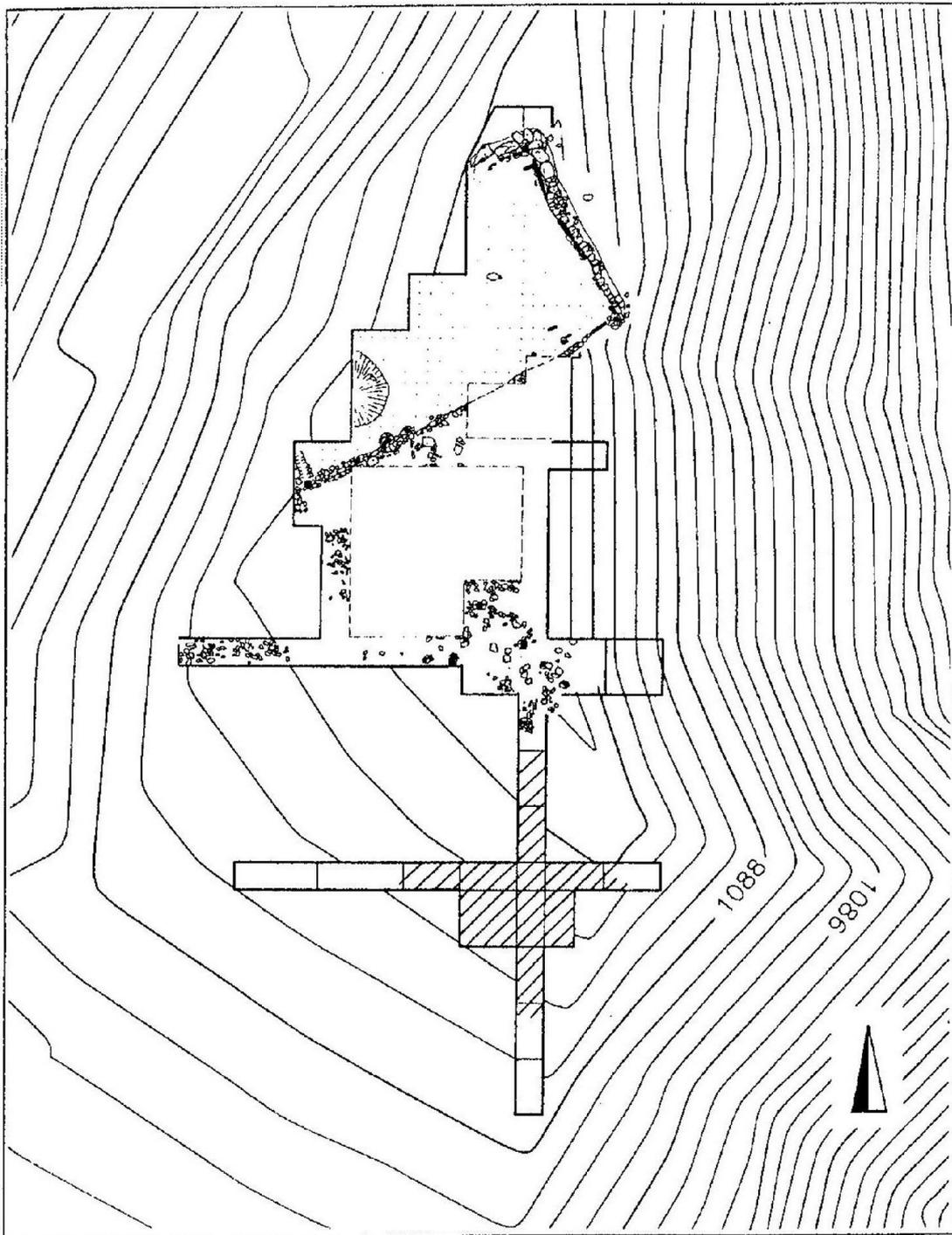


Abb. 13: Am Tartscher Bichl (Gem. Mals) konnte am höchsten Punkt im östlichen Teil der Kuppe ein Brandopferplatz der späten Hallstatt- bis Mittellatènezeit nachgewiesen werden. Im westlichen Teil sind noch heute obertägig Überreste einer planmäßig angelegten Siedlung zu erkennen (graphische Rekonstruktion); nach Bassetti Carlini/Dal Ri/Tecchiati (19959) (ohne Maßstab).

zeigen, dass es sich um eine soziale Oberschicht handelt, die damit offensichtlich ihre profane wie sakrale Führungsposition zum Ausdruck brachte. Bereits seit längerem hat die Forschung erkannt, dass die bildlichen Darstellungen auf Bronzegefäßen höfisches Leben gleichsam wie religiöse Vorgänge wiedergeben. Nicht zufällig erscheint dieses Programm chiffrenartig vor allen Dingen auch auf prestigeträchtigen Objekten wie Gürteln, Dolch-/Schwertscheiden, Helmen, Spiegeln, Fächern. Zusammen mit entsprechenden Darstellungen auf Thronlehnen und Klinen bzw. mit Kultgefäßen mit plastischer figuraler Gestaltung, die den Toten ins Grab folgten, kann kein Zweifel daran bestehen, dass eine soziale Oberschicht im Besitz dieser Objekte war und über den Tod hinaus ihre Führungsposition weltlicher und sakraler Natur erhob.⁷⁶ Bildliche Darstellungen dienen zur Repräsentation und einem zur Schau getragenen Anspruch auf politisch-wirtschaftliche Macht sowie auf sakrale Funktionen.

Dem ist die Frage anzuschließen, inwieweit entsprechend der Bronze- und Urnenfelderzeit Brandopferplätze weiterhin im Verbund mit dominanten Siedlungen auftreten. St. Walburg betreffend ist fest-

zuhalten, dass bislang der Nachweis einer zum Heiligtum gehörenden Siedlung aussteht. Einen guten Aufschluss in diesem Zusammenhang liefert dagegen der Tartscher Bichl/Mals im Oberen Vinschgau (Südtirol). Dieser in Sichtweite zum Ganglegg liegende Inselrücken besitzt eine Grundfläche von rund 15 ha. Ältere Grabungen im Kuppenbereich förderten die Reste eines Brandopferplatzes der späten Hallstatt- bis Mittelatènezeit zutage (Abb. 13).⁷⁷ Davon zeugen noch heute an der Oberfläche verstreute kalzinierte Knochen.⁷⁸ Der westliche Bereich des Hügels ist auf einer Fläche von 7 bis 8 ha geprägt von großen und zum Teil in Zeilen liegenden Gruben, die durch Luftbilder klarer in Erscheinung traten und in Folge dessen mit einer ausgedehnten, nach mediterranem Vorbild konzipierten Siedlung in Verbindung gebracht wurden.⁷⁹ Eine archäologische Untersuchung galt im Jahr 2000 einer dieser Gruben, wobei die Reste eines ursprünglich zweigeschossigen Hauses mit winkelförmig geführttem Zugang der ausgehenden Früh- bis Mittelatènezeit zum Vorschein kamen.⁸⁰ Legt man die Erkenntnisse des Hausbefundes auf den gesamten Hügel um, so ergibt sich eine ausgedehnte, auf einem baulichen Kon-

zept fußende Siedlung, die damit den präurbanen etruskischen Siedlungen von Marzabotto, Felsina oder Monte Bibele an die Seite zu stellen ist. Ohne Zweifel bildet der Tartscher Bichl in der jüngeren Eisenzeit einen politischen Mittelpunkt im Raum Vinschgau, der zugehörige Brandopferplatz lässt zugleich auf ein religiöses Zentrum schließen. Dies wird insofern zusätzlich gestützt, als bislang in der gesamten Talschaft kein weiterer Brandopferplatz bekannt ist, was den Verhältnissen der Bronze-/Urnenfelderzeit (Siedlung am Ganglegg, Brandopferplatz am Hahnehütterbödele) entspricht. Nicht zuletzt dürfte für die jüngere Eisenzeit eine wie immer geartete politische Organisation mit jeweiligem Hauptort und Heiligtum eines Siedlungsverbandes ursächlich für die überlieferte Beobachtung unterschiedlicher Gruppen sein (*“Raeti [...] in multas civitates divisi”*), welche wohl Talgemeinschaften entsprachen.⁸¹

Gegenüber den älteren Brandopferplätzen zeigt das Fundmaterial von St. Walburg einen, wenn auch sehr bescheidenen, Bestand an Votiven. Dies stellt einen Einfluss seitens des mediterranen Raumes dar. Schließlich ist an Brandopferplätzen des alpinen Raumes das Opfer von

anthropomorphen und zoomorphen Votiven bzw. das Heraustreten des Opfernden aus seiner Anonymität, das bildliche Festhalten der Intention bzw. die gedankliche Tradierung des realen Opfers greifbar. In diesem Kontext darf auch das, wenn auch in der Fundmenge generell bescheidene, nunmehr breitere Fundspektrum gesehen werden, welches zeigt, dass zumindest in gewissem Rahmen Individualopfer möglich waren. Gleichzeitig wird in der Ausstellung von Votivgaben gewissermaßen eine Publizität des Heiligtums greifbar, ein bestimmter Erfolg nach außen bildlich dokumentiert. Und schließlich ist in St. Walburg über die zeilenförmige Anlage der Altäre ein weiterer mediterraner Impuls festzumachen. Diese Struktur begegnet im Heiligtum der latinischen Bergstämme nahe der befestigten Stadt Lavinium (Pratica di Mare) südlich von Rom.⁸² Neuerdings konnte in neuen Grabungen im Reitia-Heiligtum von Este/Baratella eine übereinstimmende Struktur erfasst werden.⁸³

Das Heiligtum von St. Walburg hat einen weiteren Aspekt deutlich gemacht: Es liegt in einer wenn auch exponierten Situation über älteren Siedlungsschichten. Damit erfüllt der Platz sowohl die Voraus-

setzungen für eine Siedlung wie für einen Brandopferplatz. Eine spezielle topographische Lage (Nähe zu Wasser, besondere Exponiertheit) ist nicht verbindlich für Brandopferplätze, was sich daran zeigt, dass der überwiegende Teil in den tieferen Schichten Siedlungsspuren aufwies. Entsprechend älteren Heiligtümern wurden auch in der Latènezeit sämtliche baulichen Elemente (Altäre, Lehmtennen, Gebäude, Terrassierung) dem profanen Bereich entlehnt und bilden keine auf Heiligtümer beschränkten Strukturen. Analog der Bronze- und Urnenfelderzeit bildet den Altar weiterhin eine bodennahe, mit einer Steinreihe gefasste Verbrennungsstelle aus Lehm im Inneren des Heiligtums. Der fehlende Nachweis eines so genannten „Steinkegelaltars“ bekräftigt, dass diese Form auch in der jüngeren Eisenzeit nicht existierte. Nunmehr macht sich ein anderer Umgang mit den Verbrennungsrückständen bemerkbar: Anstelle der hügelartigen Knochen-Aschedeponie der älteren Brandopferplätze werden die Brandrückstände im gesamten Heiligtum am Laufhorizont ausgestreut, und dies zusammen mit Asche und Kohle (vgl. Abb. 7, 8 und 12). Hatte man bei den bronzezeitlichen Depots bisweilen den Eindruck von

sorgfältiger Reinigung der Knochen, so setzt der neue Trend am Hahnhütterbödele bereits mit der Urnenfelderzeit ein. Nunmehr betrug der Gewichtsanteil der Knochen gegenüber Kohle, Asche, Steinchen noch rund 50 %. In der jüngeren Eisenzeit verstärkt sich diese Entwicklung: Am Forggensee/Schwangau beträgt er ca. 28 %, am Ochsenberg/Wartau lediglich 20 %.⁸⁴

Bezüglich der möglichen Intention der Opfer an den Heiligtümern ist vor allem das breite Spektrum an Kulturpflanzen von St. Walburg zu vergegenwärtigen, die alle drei Säulen pflanzlicher Ernährung abdecken: Getreide (Kohlenhydrate), Hülsenfrüchte (Eiweiß), Ölsaaten (Fett). Diese wurden zusammen mit den Teilen von Haustieren verbrannt. Am nahe liegendsten sind Bitt- und Dankopfer, welche die existentiellen Lebensgrundlagen zu sichern suchten. In welchen Rhythmen (Aussaat, Ernte) diese dargebracht wurden, als jährliche Opfer einmalig oder mehrfach, ob daran Votivopfer gebunden waren oder nicht, entzieht sich unserer Kenntnis. Eine Urform des Gabenopfers ist das so genannte „Primitivopfer“, eine Hingabe von „Erstlingen“ der Nahrung aus der Jagd, dem Fischfang, aus ge-

sammelten Früchten oder vom Ackerbau.⁸⁵ Ein Fruchtbarkeitskult ist nach Lage der Dinge auch für die Bronze- und Urnenfelderzeit anzunehmen. Entgegen der Darstellung von P. Gleirscher, die von Menschenopfern im inneralpinen Raum ausgeht,⁸⁶ ist festzuhalten, dass die dafür angeführten Befunde nicht als Brandopferplätze verbürgt sind, in den neuen Grabungen dagegen fehlen durchweg menschliche Knochen. Ebenso wenig sind Indizien für Bergbau an gesicherten Brandopferplätzen zu verifizieren⁸⁷ wie ein Kriegskult in der jüngeren Eisenzeit.⁸⁸

Abschließend sei noch ein Vergleich zwischen Brandopferplätzen in Tal-lage mit solchen im Hochgebirge angefügt. Mit der Entdeckung des Brandopferplatzes auf dem Burgstall/Schlern (2510 m) war ihre Existenz nicht mehr in Frage zu stellen. Mit inzwischen modern gegrabenen Befunden am Schwarzsee/Villanders (2038 m), am Grubensee/Maneid (2435 m) und am Sölkpass/Sölktal (1800 m) ist nunmehr ein Vergleich mit Heiligtümern in Siedlungsnähe möglich. Die Platzwahl für Brandopferplätze im Hochgebirge richtet sich nach dem vom Menschen genutzten Wirtschaftsraum und ist nicht allein in

der Abgeschiedenheit von den Dauersiedlungen zu ergründen. In mehrfacher Hinsicht werden enge Parallelen zu entsprechenden Plätzen im Tal sichtbar: Die Heiligtümer liegen auf markanten Kuppen, auf Hängen, in Passlage sowie im Uferbereich von Seen und entsprechen damit grundsätzlich den Lagen in Talbodennähe. Als Altäre dienten ebenerdige oder leicht eingetiefte Verbrennungsstellen, die dem profanen Bereich entlehnt sind. Geradezu regelhaft begegnet das Phänomen des Abdeckens durch eine Sand-/Erdschicht oder durch Steinplatten im Zuge der Auflassung. Die größte Fundgruppe bildet die Keramik, die keinerlei Anzeichen von intentioneller Zerstörung oder Deponierung bzw. spezieller Fertigung zeigt. Angesichts der insgesamt geringen Menge ist von einem regelhaften Zurückbringen in die Talsiedlungen bzw. in die saisonalen Aufenthaltsorte im Hochgebirge auszugehen. Auffällig ist die Dominanz von Krügen, was weniger auf eine spezielle Funktion dieser Form zurückzuführen sein wird, als vielmehr auf die äußeren Umstände des Transportes ins Hochgebirge.⁸⁹ Auch bezüglich des Opfers von landwirtschaftlichen Produkten und Sammelfrüchten lassen sich nun grundsätzliche Aussagen machen:

Dinkel und Rispenhirse sind vom Schwarzsee/Villanders belegt, als Sammelfrucht die Haselnuss. Am Burgstall/Schlern und am Grubensee/Maneid konnte A. G. Heiss eine breiähnliche Masse auf Getreidebasis nachweisen. In Maneid tritt zudem noch die Ackerbohne auf. Dies spricht in aller Deutlichkeit für Opfer von Acker- und Sammelpflanzen, womit sich kein Unterschied zu den Brandopferplätzen in Tallage zeigt.⁹⁰ Zentralen Inhalt bildet das blutige Tieropfer: Konnte bei den Brandopferplätzen in Siedlungsnähe festgestellt werden, dass die Zusammensetzung dem Tierbestand in der Siedlung entspricht, so fällt bei den Plätzen im Hochgebirge eine Dominanz von Schaf und Ziege auf, wogegen Rind und Schwein entweder fehlen oder nur sporadisch auftreten, was den Gegebenheiten des Hochgebirges entspricht. Ein inhaltlicher Unterschied im Vergleich mit den Brandopferplätzen in Tallage ist daraus nicht abzuleiten. Ein enger Bezug beider Gruppen geht überdies aus der Rhythmik ihrer Laufzeit hervor: ein erstes Auftreten mit der späten Mittelbronzezeit, ein Höhepunkt in der frühen Urnenfelderzeit, lediglich sporadische Belege für die mittlere und späte Urnenfelder- und Hallstattzeit sowie ein neuerliches

Aufsuchen in der Latènezeit und Römerzeit. Eine Ablösung der Brandopferplätze im Hochgebirge durch jene in Tallage im Laufe der Eisenzeit und eine damit zusammenhängende Änderung religiöser Vorstellungen ist entgegen der Darstellung von P. Gleirscher nicht zu verifizieren. Auch eine Auflassung vor dem wirtschaftlichen Hintergrund des Bergbaus, den er an den Heiligtümern im Hochgebirge dokumentiert sieht, ist nicht nachvollziehbar.⁹¹ Vielmehr treten die Brandopferplätze in Gebieten ohne Kupfer- bzw. Eisenvorkommen auf. „Schlackenplättchen und einige gröbere Schlackenstücke“ werden lediglich am Schwarzsee genannt, sind aber weder vorgelegt noch analysiert bzw. mengenmäßig erfasst.⁹² Eine Ablösung der Brandopferplätze im Hochgebirge vertritt auch U. Tecchiati. Mit der Eisenzeit scheint seiner Meinung nach „das Verlangen nach Nähe zum himmlischen Element abgenommen zu haben“ bzw. „die Dimension des Göttlichen ist nun auf das Bedürfnis nach einem direkten, täglichen, nicht abstrakten Verhältnis reduziert, was sich in der Aufgabe der hoch gelegenen Kultstätten ausdrückt“.⁹³

R. A. Maier äußerte erstmals die Vermutung, dass Brandopferplätze

im Hochgebirge vor dem Hintergrund des Kupferbergbaus erklärbar und geradezu eine „Entdeckung der Hochgebirgslandschaft infolge des Kupferbergbaus“ seien.⁹⁴ Vielmehr ist als Voraussetzung für ihr Vorkommen in diesen Höhenlagen die intensive wirtschaftliche Nutzung des Gebirges durch Weidewirtschaft zu erwägen, die anhand von Pollenprofilen hinreichend belegt ist. Die besten Aufschlüsse hierfür bietet der Grubensee/Maneid. Das einzige Wasservorkommen des kleinen Seitentales liegt an diesem See. Für die vorgeschichtliche Nutzung als Weidegebiet sprechen neben dem Brandopferplatz außerdem hallstatt- und latènezeitliche Siedlungsspuren am darunter liegenden Schwarzboden (2100 m). Es zeigt sich, dass die Wahl des Platzes keinesfalls auf eine exponierte Lage ausgerichtet war, vielmehr nimmt sie auf die regionale Gegebenheit des Sees in einer muldenartigen Situation Bezug. Diese Ausrichtung zusammen mit dem Fundmaterial lässt auf ein sehr regionales Einzugsgebiet schließen. Brandopferplätze in Tal-lage und solche im Hochgebirge bestehen nebeneinander und geben Aufschluss über den Wirtschaftsraum des Menschen, der stets über feste Kultplätze verfügte. Es handelt sich jeweils um eine genormte

Erscheinung, die sowohl den Ritus wie die Wahl des Platzes betrifft. Freilich bleibt offen, inwieweit sich im Hochgebirge lediglich ein Segment an Kultteilnehmern beteiligte bzw. in welcher Verbindung diese mit einer Hauptsiedlung bzw. dem daran angeschlossenen Brandopferplatz standen. Unklar muss ferner bleiben, wie ein saisonaler Aufenthalt von Menschen im Zusammenhang mit der Hochweidennutzung organisiert war bzw. inwieweit diese von Tal-siedlungen aus versorgt wurden. Vieles spricht dafür, dass periphere Brandopferplätze im Hochgebirge in das Gefüge einer politischen Institutionalisierung größerer Siedlungsverbände eingebettet waren, wie es in ähnlicher Form auch im mediterranen Raum der Fall ist.

Dieser Beitrag beruht auf dem am 16.06.2005 auf Einladung des Instituts für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie des Mittelalters der Universität Tübingen sowie des Tübinger Vereins zur Förderung der Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie e. V. gehaltenen Gastvortrag. Für die freundliche Einladung und Aufnahme sei an dieser Stelle herzlich gedankt, insbesondere Herrn Dr. Thomas Knopf.

- [1] F. Platzer, Das rechte Hochufer der Donau. Neuburger Kollektaneenbl. 16, 1850, 119.
- [2] M. v. Chlingensperg, Der Knochenhügel am Langacker und die vorgeschichtliche Herdstelle am Eisenbichl bei Reichenhall in Oberbayern. Mitt. Anthr. Ges. Wien 34, 1904, 54-55.
- [3] E. Frickinger, Vor- und frühgeschichtliche Befestigungsanlagen im Karthäusertale bei Nördlingen. Bayer. Vorgeschbl. 15, 1938, 78.
- [4] F. Tappeiner, Die prähistorische Fundstelle am Küchelberge bei Meran. Mitt. K. K. Zentralkomm. XVIII, 1892, 48.
- [5] K. M. Mayr, Urgeschichtliche Siedlungsfunde auf der Hochfläche des Schlern. Schlern 20, 1946, 9-12; V. Malfè, Schlernfahrten 1945. Schlern 20, 1946, 26-28; A. Egger, Kurzgefaßte Urgeschichte Südtirols. An der Etsch und im Gebirge 6 (Brixen 1947) 62-63.
- [6] P. Leonardi, Le stazioni dell'età del Ferro sullo Sciliar (m. 2500 s. m.) nelle Dolomiti. Cultura Atesina 2, 1948, 41-50.
- [7] L. Franz, Aus dem vorgeschichtlichen Kulturleben in den Alpen. Jahrb. Österr. Alpenver. 74, 1949, 122.
- [8] W. Krämer, Prähistorische Brandopferplätze. In: R. Degen, W. Drack, R. Wyss (Hrsg.), Helvetia antiqua, Festschr. Emil Vogt. Beitr. Prähist. u. Arch. Schweiz (Zürich 1966) 112.
- [9] H. Nothdurfter, E. Schubert, Ein Brandopferplatz am Rungger Egg. In: Denkmalpflege in Südtirol 1985 (Bozen 1986) 243-251; P. Gleirscher, Zum eisenzeitlichen Brandopferplatz am Rungger Egg bei Seis am Schlern (Südtirol). In: I. R. Metzger/P. Gleirscher (Red.), Die Räter-I Reti, Schr. Arge Alp (Bozen 1992) 567-580; P. Gleirscher, H. Nothdurfter, E. Schubert, Das Rungger Egg. Untersuchungen an einem eisenzeitlichen Brandopferplatz bei Seis am Schlern in Südtirol. Röm. Germ. Forsch. 61 (Mainz am Rhein 2002).
- [10] R.-M. Weiss, Prähistorische Brandopferplätze in Bayern. Internat. Arch. 35 (Espelkamp 1997).
- [11] W. Zanier, Der spätlatène- und römische Brandopferplatz im Forgensee (Gemeinde Schwangau). Münchner Beitr. Vor- u. Frühgesch. 52 (München 1999).
- [12] Kult der Vorzeit in den Alpen. Ausstellungskat. (Innsbruck 1997); L. Zemmer-Plank (Hrsg.), Kult der Vorzeit in den Alpen. Opfergaben, Opferplätze, Opferbrauchtum. Schr. Arge Alp, Komm. I (Bozen 2002).
- [13] M. Tschurtschenthaler, Ein latène- und frühkaiserzeitlicher Brandopferplatz und ein spätantikes Paß- bzw. Höhenheiligtum auf der Pillerhöhe. Arch. Österreich 5/1, 1994, 51-58; ders., Brandopferplatz Pillerhöhe – Grabungskampagne 1994. Ebd., 6/1, 1995, 50-51; M. Tschurtschenthaler, U. Wein, Kontinuität und Wandel eines alpinen Heiligtums im Laufe seiner 1800-jährigen Geschichte. Ebd., 7/1, 1996, 14-28; dies.,

Das Heiligtum auf der Pillerhöhe und seine Beziehungen zur Via Claudia Augusta. In: E. Walde (Hrsg.), *Via Claudia Neue Forschungen* (Telfs 1998) 227-259.

[14] A. Lang, Die eisenzeitliche Kultstätte (6. Jahrh. v. Chr.) auf dem Spielteilköpfel bei Farchant. In: *forcheida. Beitr. Farchanter Heimatver.* H. 4, 1995, 4-12; dies., Die Kultstätte auf dem Spielteilköpfel bei Farchant. Ausgrabungen 1995 und künftige Forschungen. In: *Ebd.*, H. 5, 1996, 20-41; A. Lang, U. Schultz, Ein hallstattzeitlicher Brandopferplatz bei Farchant, Landkreis Garmisch-Partenkirchen, Oberbayern. *Arch. Jahr Bayern* 1994 84-86; dies., Ein hallstattzeitlicher Brandopferplatz bei Farchant, Landkreis Garmisch-Partenkirchen, Oberbayern. *Ebd.*, 1995 74-77.

[15] H. Riemer, Die Aschenaltäre aus dem Reitia-Heiligtum von Este im mitteleuropäischen und mediterranen Vergleich. In: H. W. Dämmer (Hrsg.), *Studien zu vor- und frühgeschichtlichen Heiligtümern 4* (Mainz am Rhein 2005).

[16] G. Niederwanger, Ein Laugener Brandopferplatz am Schwarzsee auf dem Seeberg im Sarntal. *Schlern* 64, 1990, 371-397; G. Niederwanger, U. Tecchiati, Wasser Feuer Himmel. Ein Brandopferplatz spätbronzezeitlicher Bergknappen. *Ausstellungskat.* (Bozen/Wien 2000).

[17] M. Mahlke, Der alpine Brandopferplatz am Grubensee im Maneid-Tal. *Vorbericht der Grabung* 2002.

Schlern 79, 2005, 4-21; ders., Der Brandopferplatz am Grubensee (Vinschgau-Südtirol). In: F. Mandl (Hrsg.), *Festschr. 25 Jahre ANISA. Mitt. ANISA* 25/26, 2004-2005, 92-121.

[18] B. Hebert, Archäologische Untersuchungen auf dem Sölkpass. In: F. Mandl (Hrsg.), *Sölkpass. Ein 6000 Jahre alter Saumpfad über die Alpen. Mitt. ANISA* 23/24, 2002-2003, 49-88.

[19] G. Innerebner, *Die Wallburgen Südtirols*, Bd. 2, Vinschgau, Burggrafenamt, Überetsch (Bozen 1975) 23-25; E. Schubert, *Die Wallburgen Südtirols*. In: R. von Uslar, *Fundkarten der Alpen. Röm. Germ. Forsch.* 48, 1991, 461.

[20] M. Egg, *Italische Helme. Studien zu den ältereisenzeitlichen Helmen in Italien und den Alpen. Monogr. Mainz* 11, 1-2 (Mainz 1986) 103, 109, Taf. 277.

[21] A. Wallnöfer, *Wallburg „Ganglegg“ über Schluderns im Vinschgau. Schlern* 20, 138-140.

[22] O. Menghin, *Neue Wallburgforschungen in Deutschsüdtirol. Mitt. Anthr. Ges. Wien* 50, 1920, 57-60, Abb. 2.

[23] E. Schubert, *Archäologische Beobachtungen im oberen Vinschgau. Situla* 20/21, 1980, 95-107; ders., „*Arcis Alpibus inpositas tremendis*“. Ein archäologischer Vergleich. In: I. R. Metzger/P. Gleirscher (Red.), *Die Räter – I Reti, Schr. Arge Alp* (Bozen 1992) 439-449.

[24] K. Oegg, *Der vorrömische Roggenfund von Schluderns. Anmerkung und Korrektur. Universitätsforsch. Prähist. Archäologie* 8 (Bonn 1992) 445-449;

ders., Paläoethnobotanische Funde aus dem Vinschgau. *Schlern* 70, 1996, 366-375.

[25] P. Gleirscher, „Wallburg“ oder Kuppensiedlung? Zum Nachweis „rätischer“ Befestigungen an Inn und oberer Etsch. *Schlern* 68, 125-130.

[26] Menghin (Anm. 22) 57; Schubert (Anm. 23/1980) 100-107.

[27] H. Steiner, P. Gamper, Archäologische Untersuchungen 1997 am Ganglegg bei Schluderns. *Schlern* 73, 1999, 131-160; dies., Die Ausgrabungen 1998 und 1999 in der bronze- und eisenzeitlichen Siedlung am Ganglegg bei Schluderns. Stand der wissenschaftlichen Forschung. *Ebd.*, 74, 2000, 599-684; dies., Archäologische Untersuchungen am Ganglegg bei Schluderns im Jahr 2000. *Ebd.*, 75, 2001, 364-386; dies., Archäologische Untersuchungen am Ganglegg bei Schluderns. Vorbericht über die Grabungskampagne 2001. *Ebd.*, 76, 2002, 4-38.

[28] Die gesamte Fundvorlage und Aufarbeitung; H. Steiner, Die befestigte bronze- und urnenfelderzeitliche Siedlung am Ganglegg bei Schluderns im Oberen Vinschgau (Südtirol). *Forsch. Denkmalpflege Südtirol*. 2, 2006, im Druck.

[29] H. Steiner, Ein bronzezeitliches Schmuckensemble östlicher Herkunft vom Ganglegg bei Schluderns (Südtirol). *Arch. Korrbibl.* 31, 2001, 527-542.

[30] A. Müller-Karpe, Altanatolisches Metallhandwerk. *Offa-Bücher* 75 (Neumünster 1994) 131-146.

[31] L. Sperber, Bemerkungen zur sozialen Bewertung von goldenem Trachtschmuck und Schwert in der Urnenfelderkultur. *Arch. Korrbibl.* 22, 1992, 63-77; ders., Zur Demographie des spätbronzezeitlichen Gräberfeldes von Volders. *Nordtirol. Veröff. Mus. Ferdinandeum* 72, 1992, 37-74.

[32] Gesamte Fund- und Befundvorlage: P. Gamper, Die Latènezeit am Ganglegg. Untersuchungen zur Fritzens-Sanzeno-Kultur. *Internat. Arch.* 91 (Espelkamp 2006).

[33] Am Ganglegg waren bronzezeitliche Fremdformen bereits vor Beginn der planmäßigen Ausgrabungen in vergleichsweise großer Anzahl bekannt. Dazu zählen kerbschnitt- und kornstichverzierte Keramik, an Bronzen eine Stachelscheibe und ein Dolch: H. Steiner, Bronze- und urnenfelderzeitlicher Import aus dem nördlichen Alpenvorland in der befestigten Siedlung am Ganglegg/Schluderns. *Schlern* 74, 2000, 664-683.

[34] H. Steiner, Das bronze- und urnenfelderzeitliche Heiligtum am „Hahnehütterbödele“. In: P. Gamper, H. Steiner, Archäologische Untersuchungen am Ganglegg bei Schluderns. Vorbericht über die Grabungskampagne 2001. *Schlern* 76, 2002, 4-20.

[35] B. Gladigow, Die Teilung des Opfers. Zur Interpretation von Opfern in

vor- und frühgeschichtlichen Epochen. Frühmittelalterl. Stud. 18, 1984, 25-29.

[36] M. Schmitzberger, Archäozoologische Untersuchungen an den bronze-, eisen- und römischerzeitlichen Tierknochen vom Ganglegg bei Schluderns und vom Tartscher Bichl. Forsch. Denkmalpflege Südtirol 2, 2006, im Druck.

[37] Die Hochrechnung wurde entsprechend Zanier (Anm. 11) 75-78 durchgeführt; Steiner (Anm. 28).

[38] Dies steht im Widerspruch zu den Darstellungen von Gleirscher (Anm. 9/2002) 246-247, Nr. 131; 252, Nr. 159.160; 253, Nr. 164.

[39] Die Untersuchungen nahm Herr Mag. Andreas G. Heiss, Institut für Botanik der Universität Innsbruck, vor.

[40] Schmitzberger (Anm. 36).

[41] A. Egger, Vorgeschichtliche Ortsbeschreibung des Natzerberges bei Brixen. Forsch. u. Mitt. Gesch. Tirols u. Vorarlbergs XIV, 1917, 130-135; ders., Die vorgeschichtliche Besiedlung des Brixner Talkessels. Brixner Heimatbuch (1937) 60.

[42] Weiss (Anm. 10) 117-118; 125-128, 142-144.

[43] E. Schubert, Vortrag zur Jahresitzung 1984 der Römisch-Germanischen Kommission. Die vor- und frühgeschichtlichen Wallburgen Südtirols. Ber. RGK 65, 1984, 12-13; ders. (Anm. 19) 469-470, 486-487; R. Lunz, Archäologie Südtirols. Arch. Hist.

Forsch. Tirol 7 (Calliano/Trento 1981) 272-275.

[44] Gleirscher (Anm. 9/2002) 182-185; ders., Alpine Brandopferplätze. In: Zemmer-Plank (Anm. 12) 593-603. Der zum Kronzeugen erklärte Steinkegel vom Rungger Egg/Seis liegt zum einen in 100 m Distanz zu dem als Deponie angesprochenen Befund, und zum anderen ist der Steinkegel nicht archäologisch untersucht, womit sein Alter und seine Zugehörigkeit völlig offen sind.

[45] P. Gleirscher, Alpine Brandopferplätze. In: Zemmer-Plank (Anm. 12) 598, Abb. 5; ders. (Anm. 9/2002) 184.

[46] Weiss (Anm. 10) 50, 72, 110.

[47] H. W. Dämmer, S. Pietro in Montagnon (Mainz 1986) 51-52.

[48] Riemer (Anm. 15) 170.

[49] Weiss (Anm. 10) 51-53.

[50] Beispielsweise Weiss (Anm. 19) 86: *„Vergleichbare Zahlenspiele [...] führen das Postulat gemeinschaftlicher Massenopfer vollends ad absurdum“*. „... so erklären sich die Keramikmengen als Reste der Spendegefäße, in denen die verschiedensten Speise- und Trankgaben in zweifelsohne sehr geringen Mengen zum Opferplatz transportiert wurden“. 92: *„Allerdings lassen die im Vergleich zur Belegungsdauer der Opferplätze geringen Fundmengen an Knochen und Keramik umfangreiche, periodische Gemeinschaftsopfer wenig plausibel erscheinen, will man nicht der Vorstellung anhängen, eine ganze Dorf- oder Talgemeinschaft sei über Generationen*

hinweg einmal im Jahr mit nicht mehr als einem Gefäß zum Opferplatz gezogen“.

[51] Weiss (Anm. 10) 35.

[52] Keinesfalls ist die Keramikmenge entscheidend für die Ansprache des Befundes als Siedlung oder Heiligtum. In Bezug auf den Fundplatz am Rengpass bei Hergiswil/Nidwalden über dem Vierwaldstättersee spricht sich R. M. Weiss gegen die Interpretation als Brandopferplatz aus, wofür seiner Meinung nach neben der Zusammensetzung der Tierknochen (überwiegend verbrannt und Selektion) auch „die geringe Fundmenge (888 Scherben von ca. 50 Gefäßen)“ sprechen soll: Weiss (Anm. 10) 176, Nr. 60. Zum Befund: B. Schmid-Sikimić, Ausgrabungen auf dem Rengpass (NW). In: M. Primas, P. Della Casa, B. Schmid-Sikimić, Archäologie zwischen Vierwaldstättersee und Gotthard. Universitätsforsch. Prähist. Arch. 12 (Bonn 1992) 255-278.

Im Falle des Brandopferplatzes am Schlern/Plörg spricht sich R. Lunz aufgrund von „grober Keramik“ für eine „zeitweilige Niederlassung von Hirten“ aus: R. Lunz, Studien zur End-Bronzezeit und älteren Eisenzeit im Südalpenraum. Origines (Firenze 1974) 184.

[53] Weiss (Anm. 10) 84.

[54] Weiss (Anm. 10) 81-83, 92.

[55] Weiss (Anm. 10) 86.

[56] Weiss (Anm. 10) 83-84.

[57] Stätteberg/Unterhausen:

W. Dehn, Der Stätteberg bei Unterhausen, Ldkr. Neuburg a. d. Donau (Schwaben). Germania 30, 1952, 280-287. Rollenbergl/Hoppingen:

W. Torbrügge, Bemerkungen zur bronze- bis hallstattzeitlichen Besiedlung im Ries. Führer vor- u. frühgesch. Denkmäler Deutschland 40 (1979) 99.

Weiherberg/Christgarten:

Torbrügge, ebd., 40, 99-100; E. Frickinger, Vor- und frühgeschichtliche Befestigungsanlagen im Kartäusertale bei Nördlingen. Bayer. Vorgeschbl. 15, 1938, 76-78; S. Winghamart, Vorgeschichtliche Funde vom Weiherberg bei Christgarten. Führer vor- u. frühgesch. Denkmäler Deutschland 41 (1979) 91-92.

[58] Schmitzberger (Anm. 36).

[59] W. Staffler, Hochweiden und Höhenwege im Ultental im Spiegel von Namen und Sagen. Schlern 29, 1955, 260.

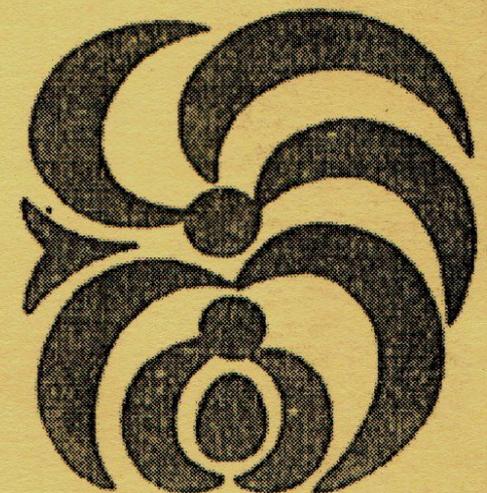
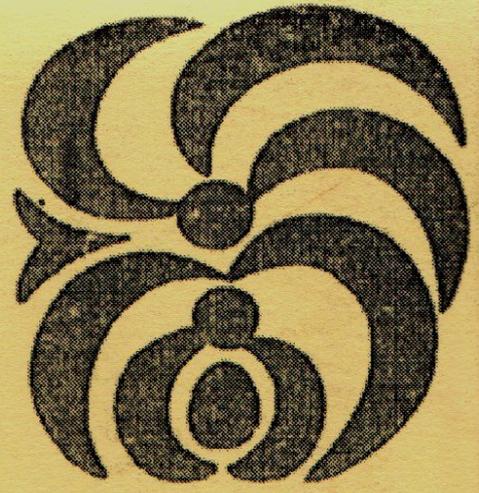
[60] G. Mutschlechner, Das Weistum für Ulten von 1521. Schlern 57, 1983, 550.

[61] H. Mignon, Ulten und Deutschnonsberg. Beiträge zur Landeskunde Südtirols. Ungedr. Diss. phil. (Innsbruck 1938) 150.

[62] Staffler (Anm. 59) 255.

[63] O. Menghin, Die Besiedlung des Ultentales. Schlern 1, 1920, 118-121; A. Egger, Ulten (lat. Ultimum). Schlern 23, 1949, 426-429; C. von Braitenberg, Ein Edikt des Gotenkönigs Theoderich des Großen aus dem Castrum Maiense (Zenoberg) über den Laureinerberg. Schlern 35, 1961, 78.

- [64] W. Staffler, Die "Burg" am Kirchbühel von St. Walburg im Ultental. *Schlern* 41, 1967, 373-377.
- [65] H. Nothdurfter, Ulten-St. Walburg, Brandopferplatz. *Denkmalpflege Südtirol* 1987/88, 53-59; ders., ebd., 1991-1995, 81-82; ders., ebd., 1996, 31-32; ders., ebd., 1997, 36; ders., ebd., 1998, 41-42.
- [66] Das Projekt (Nr. P16714-G02) wird unter Koordination von Prof. Dr. Walter Leitner (Institut für Ur- und Frühgeschichte) und Prof. Dr. Klaus Oeggl (Institut für Botanik) der Universität Innsbruck koordiniert. Die Bearbeitung erfolgt durch folgendes Team: Dr. Hubert Steiner, Archäologie, Dr. Stefan Zohmann, Tierkochen, Mag. Andreas G. Heiss, Botanik und Werner Kofler, Pollenprofil.
- [67] Ein Teil der Siedlung bereits vorgelegt bei H. Steiner, Spätbronze- bis ältereisenzeitliche Siedlung in St. Walburg in Ulten. Grabungskampagnen am Kirchbühl in den Jahren 1988/1989. *Schlern* 77, 2003, 4-33.
- [68] A. G. Heiss, W. Kofler, K. Oeggl, The Ulten Valley in South Tyrol, Italy: Vegetation and Settlement History of the Area, and Macrofossil Record from the Iron Age Cult Site of St. Walburg. *Palyno-Bull.* 1 (1-2) 2005, 63-73.
- [69] M. Rösch, Botanische Untersuchungen einer Bodenprobe des eisenzeitlichen Brandopferplatzes von St. Walburg im Ultental. In: *Zemmer-Plank* (Anm. 12) 957-959.
- [70] H. Steiner, A. G. Heiss, Archäologische und archäobotanische Untersuchungen am jüngereisenzeitlichen Brandopferplatz von Ulten/St. Walburg (Südtirol). *Arch. Österreich* 16/2, 2005, 28-29; A. G. Heiss, Speisen für die Götter – die pflanzlichen Großreste. *Südtirol in Wort und Bild* 49, 2005, 44-45; ders., *Speisen für die Götter – Analysen pflanzlicher Großreste aus Brandopferplätzen.* *ArchaeoTirol. Kleine Schr.* 5 (Wattens 2006) im Druck.
- [71] M. Kokabi, J. Wahl, Die Knochenreste aus dem jungereisenzeitlichen Brandopferplatz von Ulten-St. Walburg. In: *Zemmer-Plank* (Anm. 12) 945-955;
- [72] Zu den neuen Untersuchungen im Rahmen des Forschungsprojektes: S. Zohmann, „*Ließ dann die Glut vernichten, was da war von Füßen und Köpfen*“ – archäozoologische Befunde vom Brandopferaltar bei St. Walburg im Ultental. *ArchaeoTirol, Kleine Schr.* 5 (Wattens 2006) im Druck.
- [73] Pausanias V 8,1; 13,8; 14,10; 15,9.
- [74] O. H. Frey, W. Lucke, Die Situla in Providence (Rhode Island). *Röm. Germ. Forschungen* 26 (Berlin 1962); O. H. Frey, Die Entstehung der Situlenkunst. *Röm. Germ. Forsch.* 31 (Mainz am Rhein 1969).
- [75] Im Überblick K. Kromer, Zur Chronologie der Situlendenkmäler. In: *Situlenkunst zwischen Po und Donau.* (Wien 1962) 72-80. Zu ergänzen: T. Knez, *Figurale Situlen aus Novo Mesto.* *Arh. Vestnik* 24, 1973, 309-326;



TÜVA

Tübinger Verein zur Förderung der
Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie
c/o

Institut für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie des Mittelalters
Schloß Hohentübingen

Die Religionen der Menschheit 15 (Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1977) 115-119.

[86] Gleirscher (Anm. 9/2002) 210-212. Besonders evident ist dies am Rungger Egg/Seis mit einem Anteil von Leichenbrand von 90 % gegenüber Tierknochen, die zudem keine von Brandopferplätzen bekannte Selektion aufweisen. Der in der Literatur als Brandopferplatz geführte Befund von Wilten/Südwestecke wird angesichts einer nunmehr vorliegenden Knochenanalyse als Gräberfeldareal interpretiert: A. Höck, W. Zanier, Neues zum früh Römerzeitlichen Fundplatz „Südwestecke“ von Innsbruck-Wilten. Tiroler Heimatbl. 2, 2002, 38-44.

[87] Gleirscher (Anm. 9/2002) 201, 209, 215, 241. „Schlackenbruchstücke und Silices“ vom Rungger Egg/Seis können sehr wohl Einstreuungen von den tiefer liegenden bronzezeitlichen Siedlungsschichten bilden. Vgl. ebd., 126-128, Abb. 39.

[88] Gleirscher (Anm. 9/2002) 207, 216; ders., P. Gleirscher, Brandopferplätze, Depotfunde und Symbolgut im Ostalpenraum während der Spätbronze- und Früheisenzeit. Regensburger Beitr. Prähist. Arch. 2 (Bonn 1996) 429-449. Dazu bes. Weiss (Anm. 10) 88.

[89] So besteht auch der Großteil der Laugener Keramik, die vom Etschtal in das Unterengadin importiert wurde, aus Krügen und Trichterrandtöpfen: Chr. Marro, M. Maggetti, L. Stauffer, M.

Primas, Mineralogisch-petrographische Untersuchungen an Laugener Keramik. Ein Beitrag zum Keramikimport im alpinen Raum. Arch. Korrbbl. 9, 1979, 393-400.

[90] Für den Hinweis bin ich Herrn Mag. A. G. Heiss (Institut für Botanik, Universität Innsbruck, zu Dank verpflichtet.

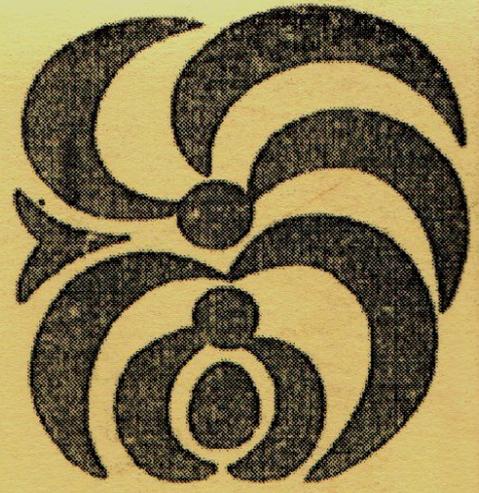
[91] Gleirscher (Anm. 88/1996) 436, 440; ders., Alpine Brandopferplätze. In: Zemmer-Plank (Anm. 12) 623-624; ders., Età del Ferro - età dei Reti. In: Archeologia nelle Dolomiti. Ausstellungskat. S. Giovanni/Vigo di Fassa 1993 (Trento 1993) 59-66; abgeschwächt ders. (Anm. 9/2002) 179, 180, 201, 214.

[92] Zuletzt G. Niederwanger, Der Brandopferplatz Schwarzsee am Seeberg (Südtirol). In: Zemmer-Plank (Anm. 12) 755; Niederwanger/Tecchiati (Anm. 16) 6.

[93] U. Tecchiati, Ursprung und Bedeutung von vorgeschichtlichen Brandopferplätzen in Südtirol. In: Niederwanger/Tecchiati (Anm. 16) 6.

[94] R. A. Maier, Germania 51, 1973, 648.

Dr. HUBERT STEINER
Amt für Bodendenkmäler
Armando Diaz Straße 8
I- 39 100 Bozen



TÜVA

Tübinger Verein zur Förderung der
Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie
c/o

Institut für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie des Mittelalters
Schloß Hohentübingen